

**Michail
Bulgakow**
**Meister und
Margarita**

Roman

Aus dem Russischen
übertragen
und kommentiert
von Alexander Nitzberg

Mit einem Nachwort von
Felicitas Hoppe

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

Titel der Originalausgabe: Master i Margarita

All rights reserved

Verlag Galiani Berlin

Aus dem Russischen übertragen und kommentiert von Alexander Nitzberg

© 2012 für die deutsche Ausgabe

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv: © nach einer Collage von

Ekaterina Shapiro-Obermair und Wolfgang Obermair

Lektorat: Anke Albrecht

Gesetzt aus der Dante

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-058-7

Weitere Informationen zu unserem Programm
finden Sie unter www.galiani.de

Kapitel 1

Reden Sie nie mit Unbekannten

Es war Frühling, eine heiße Dämmerstunde am Patriarchenteich. Zwei Herren zeigten sich. Der erste im grauen Sommeranzug. Ein brünetter Vierziger, klein, rundlich, beglatzt. Seinen recht ansehnlichen Hut hielt er zusammengedrückt in der Falte. Das glattrasierte Gesicht zierte eine überdimensionale dunkle Hornbrille. Der zweite ein junger Mann. Breite Schultern, struppiges rotes Haar unter einer weit nach hinten gezogenen Schirmmütze mit Schachmuster. Kariertes Hemd, zerknitterte weiße Hose, schwarze Latschen.

Bei dem Ersten handelte es sich um keinen Geringeren als um Michail Alexandrowitsch Berlioz, den Redakteur einer Literaturzeitschrift von Format und Vorstandsvorsitzenden der wohl größten Moskauer Autorenvereinigung, abgekürzt *Massolit*. Bei seinem jungen Begleiter um den Dichter Iwan Nikolajewitsch Ponyrjow, welcher sich hinter dem Pseudonym *Besdomny* – »obdachlos« – verbarg.

Im Schatten aufgrünender Linden angelangt, eilten die Schriftsteller geradewegs zu dem bunten Büdchen mit der Aufschrift »Bier und Säfte«.

Nun wäre es angebracht, auch schon die erste Absonderlichkeit dieses unseligen Maiabends zu erwähnen: Nicht nur am Büdchen, nein, auf der gesamten Allee, die parallel zur Malaja Bronnaja verlief, war nicht ein einziger Mensch zu sehen. Zu einer Stunde, die jedes Luftholen schier unmöglich zu machen schien und die Sonne, die ganz Moskau zum Sieden gebracht hatte, aus dem trockenen Dunst herausfallen und irgendwo ab-

seits vom Gartenring verschwinden ließ, suchte keine Sterbensseele Zuflucht unter diesen Bäumen, erholte sich niemand auf dieser Parkbank, war die Allee wie ausgestorben.

- Einen Sprudel –, verlangte Berlioz.
- Hammer nicht –, sagte die Frau aus dem Büdchen und setzte weiß Gott warum eine beleidigte Miene auf.
- Oder Bier? –, erkundigte sich Berlioz mit einem Frosch im Hals.
- Kriegen wir ers' am Abend rein –, antwortete die Frau.
- Was habt ihr dann? –, fragte Berlioz.
- Aprikosenbrause, is' aber schon warm –, sagte die Frau.
- Von mir aus, nur her damit, her damit! ...

Die Aprikosenbrause schwoll an zu üppig gelbem Schaum, schon roch's nach Shampoo. Die Schriftsteller tranken aus und wurden augenblicklich vom Schluckauf geschüttelt. Sie zahlten und setzten sich, das Gesicht zum Teich, den Rücken zur Bronnaja.

Da ereignete sich sogleich auch die nächste Absonderlichkeit, welche diesmal ganz allein Berlioz betraf: Sein Schluckauf legte sich schlagartig, das Herz machte einen Ruck und versank für einen Augenblick irgendwo, um dann wieder emporzutauen, freilich mit einem stumpfen Stachel darin. Und urplötzlich wurde er von grundloser, aber so heftiger Furcht ergriffen, dass er auf der Stelle losrennen wollte, bloß fort vom Patriarchenteich. Er starre bekommnen umher, fragte sich, was ihm denn solch einen Mordsschrecken eingejagt hatte, wurde bleich und wischte sich die Stirn mit einem Tuch. »Nanu, was war denn das?«, dachte er. »Sieht mir ja überhaupt nicht ähnlich ... Aber das Herz ... kann einem ... schon üble Streiche spielen ... Zu viel Aufregung ... Schick sie doch allesamt zum Teufel und ab nach Kislowodsk ...«

Da verdichtete sich die heiße Luft, und aus eben dieser Luft wob sich ein Herr zusammen – von äußerst merkwürdiger Gestalt, übrigens. Auf dem kleinen Kopf ein Reitercap. Kariertes

Anzug, gestutzt – nur halt aus Luft gemacht ... Der Statur nach ein Lulatsch, aber unvorstellbar hager, in den Schultern schmal, und die Visage, nebenbei bemerkt, rattenfrech.

Durch die Art, wie Berlioz' Leben verlaufen war, hatte er mit außergewöhnlichen Phänomenen bisher wenig am Hut. Er wurde noch bleicher, bekam Glubschaugen. »Das gibt es nicht! ...«, dachte er, sichtlich irritiert.

Doch leider gab es das sehr wohl. Und der lange durchschimmernde Kerl vor ihm baumelte freischwebend hin und her.

Da packte Berlioz ein solches Entsetzen, dass er die Augen schloss. Als er sie wieder öffnete, war alles vorbei: Vom Spuk keine Spur, der Karierte verschwunden, und mit ihm auch der stumpfe Stachel im Herzen.

– Pfui Teufel! –, rief der Redakteur. – Weißt du, Iwan, um ein Haar hätte ich jetzt einen Hitzschlag bekommen! Hab schon beinahe halluziniert ... –, er versuchte zu lächeln, doch in seinen Augen zuckte noch immer die Sorge, und die Hände zitterten. Aber allmählich wurde er wieder ruhiger, fächelte sich mit dem Tuch etwas Luft zu, sagte recht fit: – Tja, dann –, und setzte die vom Brausetrinken unterbrochene Rede fort.

Diese Rede handelte (wie sich später herausstellen sollte) von Jesus Christus. Der Redakteur hatte nämlich beim Dichter für die nächste Buchedition seiner Zeitschrift ein großes antireligiöses Poem in Auftrag gegeben. Ein solches Poem hatte Iwan Nikolajewitsch denn auch geschrieben, sogar in Rekordzeit, nur dass es den Redakteur überhaupt nicht zufriedenstellte. Die Hauptperson des Poems, nämlich Jesus, war von Besdomny in sehr dunklen Farben gezeichnet worden, und dennoch musste nach Meinung des Redakteurs das gesamte Werk neu geschrieben werden. Und so hielt nun der Redakteur dem Dichter eine Art Vorlesung über Jesus, um den grundsätzlichen Fehler des Dichters aufzuzeigen.

Schwer zu sagen, was genau die Ursache für Iwan Nikolajewitschs Scheitern gewesen war – mangelndes Vorstellungsver-

mögen oder vollkommene Unkenntnis der Materie – aber sein Jesus wirkte quicklebendig, ganz und gar existent, wenn auch versehen mit allen möglichen schlechten Charakterzügen.

Jetzt wollte Berlioz dem Dichter klarmachen: Es kommt nicht darauf an, wie Jesus als Mensch ist, böse oder gut, sondern einzig darauf, dass es ihn als Person überhaupt nicht gibt. Alle Erzählungen über ihn sind Hirngespinste, Mythen eben.

Nun war ja der Redakteur ein überaus belesener Mann. Im Verlauf seiner Rede wies er einleuchtend auf die alten Geschichtsschreiber hin, den berühmten Philo von Alexandrien zum Beispiel, oder den hochgebildeten Flavius Josephus: Mit keinem Wort hatten sie Jesus erwähnt. Als solider Kenner beehrte Michail Alexandrowitsch den Dichter über jene Passage aus den allseits bekannten »Annalen« des Tacitus (Buch fünfzehn, Kapitel vierundvierzig), wo der Kreuzestod Jesu gestreift wird. Auch sie – nichts weiter als eine Fälschung späterer Zeit.

Der Dichter, für den diese Mitteilungen des Redakteurs alleamt Neuland waren, hörte Michail Alexandrowitsch aufmerksam zu, richtete auf ihn seine lebhaften grünen Augen und wurde nur hie und da vom Schluckauf geplagt, wobei er murmelnd die Aprikosenbrause verfluchte.

– Es gibt keine östliche Religion –, sagte Berlioz, – in der ein Gott ohne die obligatorische unbefleckte Geburt zur Welt käme. So haben die Christen nichts Neues erfunden und ihren Jesus, den es in Wirklichkeit gar nicht gab, auf gleiche Weise erschaffen. Und genau darauf sollte der Hauptakzent gesetzt werden ...

Berlioz' hoher Tenor hallte in der leeren Allee. Und je weiter sich Michail Alexandrowitsch in Abgründe wagte, in die sich nur ein besonders gebildeter Mensch hineinwagen würde, ohne Angst, sich den Hals zu verrenken, desto mehr erfuhr der Dichter an interessanten und nützlichen Details: vom altägyptischen Osiris, dem gütigen Gott, dem Sohn des Himmels und der Erde, vom phönizischen Tammuz, von Marduk und sogar von dem

weniger bekannten grimmigen Gott Vitzliputzli, der seinerzeit bei den Azteken in Mexiko ziemliches Ansehen genossen hatte.

Und just in dem Augenblick, in dem Michail Alexandrowitsch dem Dichter über Vitzliputzli erzählte und wie dieser von den Azteken aus Teig geknetet worden war, zeigte sich in der Allee der erste Mensch.

Später, als es, ehrlich gesagt, nichts mehr zu retten gab, legten diverse behördliche Stellen eigene Beschreibungen dieses Menschen vor. Die Unterschiede sind in höchstem Maße verblüffend: Er sei kleinwüchsig, habe Goldzähne und humpele auf dem rechten Bein. Oder riesengroß, habe Platinkronen und humpele auf dem linken Bein. Oder aber er sei – wie es so schön heißt – »ohne besondere Kennzeichen«.

Es bleibt festzustellen, dass keine dieser Beschreibungen etwas taugt.

Zunächst: Der Besagte humpelte nicht und war weder klein noch riesenhaft, sondern einfach nur hochgewachsen. Was seine Zähne betrifft, so waren sie rechts mit Gold- und links mit Platinkronen versehen. Er trug einen teuren grauen Anzug und ausländische Pantoffletten von exakt gleicher Farbe. Das graue Barett war keck auf die Seite gezogen, der Spazierstock mit schwarzer Pudelschnauze unter den Arm geklemmt. Vom Aussehen her – ein Mittvierziger. Mit irgendwie krummem Mund. Glattrasiert. Braunhaarig. Das rechte Auge schwarz, das linke kurioserweise grün. Die Brauen dunkel, doch die eine saß höher als die andere. Alles in allem: ein Ausländer.

Nachdem er die Bank mit dem Redakteur und dem Dichter passiert hatte, schielte der Fremde in deren Richtung, blieb stehen und machte es sich plötzlich auf einer benachbarten Bank bequem, keine zwei Schritte von den Freunden entfernt.

»Ein Deutscher«, sagte sich Berlioz.

»Ein Engländer«, dachte Besdomny. »Boah, dass dem nicht zu heiß wird in seinen Handschuhen!«

Währenddessen betrachtete der Fremde die großen Häuser,

die den Teich im Quadrat umsäumten. Offenbar sah er die Gegend zum ersten Mal und war interessiert.

Sein Blick ruhte jetzt auf den oberen Etagen, die das gebrochene und für Michail Alexandrowitsch nun auf ewig entschwindende Sonnenlicht blendend spiegelten, und glitt dann hinab, dorthin, wo sich die Scheiben bereits vorabendlich trübten. Aus irgendeinem Grund grinste er gönnerhaft, kniff die Augen zusammen, stützte die Hände auf den Stock, das Kinn auf die Hände.

– Also, du, Iwan –, sprach Berlioz, – hast zum Beispiel sehr gut und sehr bissig Jesu Geburt skizziert, die Geburt eines Gottessohns. Der Witz aber ist, dass es bereits vor Jesus eine stattliche Reihe von Gottessöhnen gab, wie etwa den phönizischen Adonis, den phrygischen Attis und den persischen Mithras. Nur dass keiner von ihnen jemals gelebt hat, einschließlich Jesus. Es ist darum wichtig, dass du, anstatt die Geburt und die Krippenszene zu schildern, absurde Gerüchte über diese Geburt beschreibst … Sonst sieht es, dank deiner Erzählung, so aus, als wäre er wirklich geboren worden! …

An dieser Stelle unternahm Besdomny einen Versuch, den quälenden Schluckauf loszuwerden und hielt den Atem an, was dazu führte, dass er umso quälender und umso lauter aufschlucken musste. Da verschlug es auch Berlioz die Worte, denn auf einmal erhob sich der Fremde und schritt geradewegs auf die Schriftsteller zu.

Sie schauten verwundert.

– Ich bitte Sie vielmals um Vergebung –, sagte der Ankömmling mit Akzent, aber fehlerfrei, – dass ich, ohne Sie erst zu kennen, so dreist bin … Allein der Gegenstand Ihrer gelehrten Unterhaltung war derart faszinierend, dass ich …

Dabei zog er galant das Barett, und den Freunden blieb nichts anderes übrig, als aufzustehen und sich zu verbeugen.

»Nein, wohl eher ein Franzose …«, sagte sich Berlioz.

»Vielleicht ein Pole?«, dachte Besdomny.

Hier sei bemerkt, dass Besdomny den Fremden sofort ausgesprochen widerlich fand, wogegen er Berlioz eher gefiel, oder nein ... nicht gefiel, sondern ... sagen wir mal ... ihn etwas neugierig machte.

– Darf ich Platz nehmen? –, fragte höflich der Fremde, und die Freunde rückten irgendwie unwillkürlich auseinander. Der Fremde setzte sich geschickt zwischen die beiden und beteiligte sich sogleich an deren Gespräch:

– Habe ich richtig gehört, Sie behaupten, dass Jesus nicht existierte? –, erkundigte sich der Fremde und richtete auf Berlioz sein linkes grünes Auge.

– Sie haben ganz richtig gehört –, antwortete Berlioz bescheiden, – das waren meine Worte.

– Ach, das ist ja interessant! –, rief der Ausländer.

»Was zum Teufel kümmert's den?«, dachte Besdomny und machte ein finstres Gesicht.

– Und Sie sind mit Ihrem Gesprächspartner einer Meinung? –, fragte der Unbekannte, sich nach rechts zu Besdomny wendend.

– Aber hundert Pro! –, bestätigte jener als Liebhaber geblümter Rede.

– Das ist ja entzückend! –, rief der ungebetene Gast aus, blickte sich weiß Gott weshalb verstohlen um und sagte, wo bei er seine ohnehin tiefe Stimme senkte: – Entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit, doch ich habe verstanden, Sie glauben darüber hinaus auch nicht an Gott? – Er machte erschrockene Augen und fügte hinzu: – Ich schwöre, ich werde es niemandem weitererzählen.

– Ganz recht, wir glauben nicht an Gott –, antwortete Berlioz, leicht belustigt über die Angst des Touristen, – aber das dürfen wir frei heraus bekennen.

Der Ausländer lehnte sich auf der Bank zurück und fragte, vor lauter Neugier fast piepsend:

– Dann sind Sie wohl ... Atheisten!?

– Ja, wir sind Atheisten –, lächelte Berlioz, während Bes-

domny verärgert dachte: »Dass der auch nicht lockerlässt, dieser hergereiste Gockel!«

– Na, das ist ja reizend! –, rief der sich wundernde Fremde und ließ den Kopf kreisen, mal den einen, mal den anderen Literaten betrachtend.

– In unserem Land ist der Atheismus kein Grund zum Staunen –, sagte Berlioz mit diplomatischem Takt, – ein Großteil unserer Bevölkerung hat seit Langem und sehr bewusst damit aufgehört, den Ammenmärchen von Gott noch Glauben zu schenken.

Nun aber legte der Fremde folgende Nummer hin: Er stand auf, schüttelte dem verblüfften Redakteur die Hand und sagte dabei:

– Ich möchte Ihnen meinen innigsten Dank aussprechen!

– Wofür 'n das? –, fragte Besdomny und stutzte.

– Für diese überaus wichtige Information, die mir, einem Reisenden, außerordentlich interessant erscheint –, erklärte mit Bedeutungsschwanger erhobenem Zeigefinger der komische Fremde.

Die überaus wichtige Information hatte auf den Reisenden offenbar wirklich einen starken Eindruck gemacht, denn er ließ den Blick ängstlich über die Häuser schweifen, als befürchte er, in jedem Fenster mindestens einen Atheisten vorzufinden.

»Nein, er ist doch kein Engländer ...«, sagte sich Berlioz, und Besdomny dachte: »Woher kann der eigentlich so gut Russisch? Das ist außerordentlich interessant!«, und machte schon wieder ein finstres Gesicht.

– Doch gestatten Sie mir eine Frage –, begann nach unruhigem Schweigen der ausländische Gast, – wohin mit den Gottesbeweisen? Von denen gibt es ja bekanntlich ganze fünf!

– Je nun! –, bedauerte Berlioz. – Leider sind alle diese Beweise keinen Pfifferling wert und von der Menschheit längst ad acta gelegt. Sie werden mir doch zustimmen, dass es im rationalen Bereich keinen Beweis für die Existenz Gottes geben kann.

– Bravo! –, rief der Ausländer. – Bravo! Sie haben exakt den Gedanken des unermüdlichen alten Immanuel hierzu wiederholt. Was aber macht der Verrückte? – Erst widerlegt er gnadenlos alle fünf, um dann, wie sich selber zum Spott, einen sechsten zu fabrizieren!

– Der Beweis von Kant –, lächelte feinsinnig der gebildete Redakteur, – ist ebenfalls wenig überzeugend. Nicht umsonst sagte Schiller, Kants Überlegungen könnten nur Knechten genügen, während Strauß über diesen Beweis nur müde lächeln konnte.

Berlioz redete weiter und sagte sich dabei: »Wer ist das? Und warum spricht er so fabelhaft Russisch?«

– Diesen Kant müsste man eigentlich am Schlafittchen packen und für derlei Beweise nach Sibirien schicken! –, brummte Iwan Nikolajewitsch vollkommen unvermittelt.

– Iwan, bitte! –, murmelte Berlioz konfus.

Aber der Vorschlag, Kant nach Sibirien zu schicken, hatte den Ausländer kein bisschen verblüfft, ihn vielmehr hellauf begeistert.

– Genau! Genau! –, rief er aus, und das grüne, Berlioz zugewandte Auge erglänzte. – Da gehört er auch hin! Was hab ich beim Frühstück auf ihn eingeredet! »Mit Verlaub, mein lieber Professor, welch ein Schmarrn! Also, nicht dass es dumm wäre, ganz im Gegenteil, nur eben viel zu abgehoben! Die Leute werden Sie auslachen.«

Berlioz machte große Augen. »Beim Frühstück? ... Mit Kant? ... Was faselt er bloß?«, fragte er sich.

– Dennoch –, sprach der Fremdländer, unbeirrt von Berlioz' Staunen, zum Dichter, – ist es ein Ding der Unmöglichkeit, ihn nach Sibirien zu schicken, aus dem einfachen Grund, weil er seit über hundert Jahren an einem Ort weilt, der wesentlich weiter entfernt liegt als Sibirien. Ihn dort herauszuholen, ist freilich ganz und gar ausgeschlossen, das können Sie mir glauben!

– So ein Pech! –, bemerkte der kampflustige Dichter.

– Das meine ich auch! –, sagte der Fremde mit dem glänzen-

den Auge und setzte seine Ausführungen fort: – Doch am meisten quält mich die Frage: Wenn es nun Gott nicht gibt, wer, möchte ich wissen, lenkt die Geschicke des Menschen und überhaupt dieser Welt?

– Na, der Mensch selbst –, sagte Besdomny eilig und sichtlich verärgert über diese zugegebenermaßen ein wenig abstruse Frage.

– Bei allem Respekt –, entgegnete sanft der Unbekannte, – doch um irgendetwas lenken zu können, brauchte man, meines Erachtens, einen klaren Plan für eine halbwegs vernünftige Frist. Also gestatten Sie mir die Frage, wie der Mensch etwas lenken kann, wenn er – ganz zu schweigen von seiner Unfähigkeit, einen wie auch immer gearteten Plan für die lächerlich kurze Frist von nur, sagen wir, tausend Jahren zu erstellen – nicht in der Lage ist, seinen eigenen morgigen Tag im Voraus zu verwalten? Im Ernst –, jetzt wandte der Fremde sich Berlioz zu, – Sie fangen schon morgen an, sich und andere zu lenken und anzuleiten, kommen sozusagen gerade langsam in Fahrt und haben auf einmal ... hehe ... ein Lungensarkom ... –, hierbei musste der Ausländer genießerisch lächeln, als löse allein der Gedanke an ein Lungensarkom in ihm pure Freude aus, – ja, ein Sarkom –, ließ er sich das klangvolle Wort wiederholt auf der Zunge zergehen und kniff wie ein Kater die Augen zusammen, – und da hat Ihr Lenken ein Ende! Das Schicksal der anderen interessiert Sie nicht mehr, nur noch das eigene. Die Angehörigen sind auf einmal unehrlich zu Ihnen. Schon fühlen Sie: Es ist etwas im Busch – und laufen zu schlauen Ärzten, dann zu Quacksalbern, machen womöglich selbst vor Wahrsagerinnen nicht halt. Doch sie alle – die Ersten, die Zweiten wie auch die Letzten – sind natürlich vollkommen machtlos, verständlicherweise. Der Schluss von all dem ist tragisch: Eben glaubte er noch irgendetwas zu lenken, nun aber liegt er ganz starr in einer hölzernen Kiste. Und die Mitmenschen merken, er ist zu gar nichts mehr nütze und jagen ihn durch

den Kamin. Aber es kann ja noch schlimmer kommen: Eben beschließt er, nach Kislowodsk zu verreisen –, der Fremde sah durch die Augenschlitze Berlioz an, – ist ja auch keine große Sache, nicht wahr? Doch ist er nicht einmal dazu mehr fähig, weil er aus Gott weiß welchem Grund plötzlich ausrutscht und – schwups! – unter eine Trambahn gerät! Sie werden mir doch nicht erzählen wollen, er habe es selber so beschlossen? Wäre es nicht eher angebracht, dahinter etwas anderes zu vermuten, das mit ihm abgeschlossen hat! –, und der Fremde prustete sonderbar los.

Mit größter Aufmerksamkeit hatte Berlioz dem unschönen Bericht vom Sarkom und der Trambahn gelauscht, und auf einmal quälten ihn beunruhigende Gedanken. »Es ist kein Ausländer ... es ist kein Ausländer ...«, sagte er sich, »vielmehr ein höchst seltsames Subjekt ... Wer aber ist's, wenn ich fragen darf? ...«

– Ich sehe, Sie möchten gern rauchen? –, sprach der Unbekannte ganz unerwartet Besdomny an. – Welche Marke ziehen Sie vor?

– Als könnt ich's mir aussuchen! –, versetzte grimmig der Dichter, dem die Zigaretten ausgegangen waren.

– Welche Marke? –, wiederholte der Unbekannte.

– *Nascha Marka*, na und? –, antwortete Besdomny genervt.

Der Unbekannte zog augenblicklich ein Zigarettenetui aus der Tasche hervor und bot es Besdomny an:

– *Nascha Marka*.

Der Redakteur und der Dichter waren nicht so sehr von der Tatsache beeindruckt, dass sich darin ausgerechnet *Nascha Marka* befand, sondern vor allem vom Etui selbst. Es war ungeheuer groß, aus schwerem Gold, und auf dem Deckel erglänzte beim Öffnen mit blauem und weißem Schimmer ein diamantenes Dreieck.

Hierüber dachten die Literaten jeder auf seine Weise. Berlioz: »Also doch ein Ausländer!«, und Besdomny: »Den Teufel aber auch! ...«

Der Dichter und der Besitzer des Etuis steckten sich Zigaretten an, während Berlioz als Nichtraucher ablehnte.

»Man müsste ihm erwidern«, beschloss Berlioz, »ja, Menschen sind nun mal sterblich, das bestreitet auch keiner, und dennoch ist ...«

Und konnte nichts davon sagen, weil der Fremde das Wort ergriff:

– Ja, Menschen sind nun mal sterblich, aber das allein wäre halb so schlimm. Wirklich übel ist nur, dass sie manchmal von jetzt auf gleich sterblich sind – das ist der Trick dabei! – und nicht einmal sagen können, was sie heute Abend zu tun gedenken.

»Das Ganze klingt irgendwie unplausibel ...«, überlegte Berlioz und holte zum Gegenschlag aus:

– Also, das scheint mir doch reichlich übertrieben! Was ich heute Abend zu tun gedenke, ist mir einigermaßen klar. Dies alles natürlich vorausgesetzt, mir fällt auf der Bronnaja kein Ziegelstein auf den Kopf ...

– Ein Ziegelstein –, unterbrach der Fremde mit dem Brustton der Überzeugung, – wird einem nie und nimmer – einfach so aus heitrem Himmel – auf den Kopf fallen. Und was speziell Sie anbetrifft, glauben Sie mir: Er kann Ihnen nicht gefährlich werden. Sie sterben eines anderen Todes.

– Und Sie wissen vielleicht auch, welchen? –, fragte Berlioz mit selbstverständlicher Ironie, womit er sich nur umso mehr in dieses völlig absurde Gespräch verstrickte, – und sind so freundlich, es mir zu verraten?

– Aber gern –, sagte der Unbekannte. Er maß Berlioz mit dem Blick, als wollte er ihm ein Kostüm nähen, nuschelte etwas, wie: »Eins, zwei ... Merkur im zweiten Haus ... der Mond ist fort ... sechs – ein Unglück ... der Abend – sieben ...«, und verkündete laut und froh: – Ihnen wird der Kopf abgeschnitten!

Besdomny glotzte den respektlosen Fremden wild und hasserfüllt an, und Berlioz fragte mit schiefem Lächeln:

– Und von wem? Von unseren Feinden? Von Interventionen?

– Nein, nichts dergleichen –, erwiderte der andere, – von einer russischen Frau, einer Komsomolzin.

– Hmm ... –, murkte Berlioz, gereizt durch das Bubenstück des Fremden, – Sie verzeihn, das klingt ziemlich unwahrscheinlich ...

– Auch ich bitte vielmals um Verzeihung –, gab der Ausländer zur Antwort, – und dennoch ist es so. Ich formuliere die Frage anders: Was werden Sie heute Abend tun, wenn's kein Geheimnis ist?

– Ich mache gar kein Geheimnis daraus: Als Erstes gehe ich zu mir nach Hause, auf die Gartenstraße, und dann um zehn findet in der *Massolit* eine Besprechung statt, und ich führe den Vorsitz.

– Nein, das ist absolut ausgeschlossen –, entgegnete der Fremde mit Nachdruck.

– Und wieso?

– Wieso? –, erwiderte der Fremde und blickte mit zusammengekniffenen Augen zum Himmel, wo in Vorahnung der Abendkühle lautlose Krähen ihre Kreise kritzeln, – weil Annuschka das Sonnenblumenöl bereits gekauft hat. Und nicht nur bereits gekauft, sondern es auch schon verschüttet hat. Die Besprechung fällt also aus.

Nun wurde es unter den Linden verständlicherweise still.

– Pardon, ich verstehe nicht –, fragte Berlioz nach einer Pause mit einem Blick auf den lauter Unsinn schwatzenden Ausländer, – was denn für Sonnenblumenöl ... Und wer um alles in der Welt ist Annuschka?

– Was für Sonnenblumenöl? –, sagte plötzlich Besdomny, der sich offenbar vorgenommen hatte, dem ungeladenen Gast den Krieg zu erklären. – Hatten Sie, Freundchen, schon mal die Gelegenheit, eine Klinik für Geistesgestörte aufzusuchen?

– Iwan! ... –, stieß Michail Alexandrowitsch leise aus.

Doch der Fremde schien überhaupt nicht beleidigt und lachte nur heiter.

– Aber gewiss! Und zwar oft! –, verkündete er vergnügt, ohne indes sein gar nicht fröhliches Auge vom Dichter abzuwenden. – Bin schon ziemlich herumgekommen! Leider habe ich es verpasst, mir vom Professor erklären zu lassen, was Schizophrenie ist. Sie müssen es ihn schon selbst fragen, lieber Iwan Nikolajewitsch!

– Woher kennen Sie meinen Namen?

– Ich bitte Sie, lieber Iwan Nikolajewitsch! Wer kennt Sie nicht? – Bei diesen Worten zog der Fremde die gestrige Ausgabe der *Literaturnaja Gasetta* aus der Tasche heraus, und Iwan Nikolajewitsch konnte gleich auf der Titelseite sein Bild erkennen und darunter ein von ihm höchstpersönlich verfasstes Gedicht. Doch dieser Beweis der eigenen Berühmtheit und Popularität, der ihn erst gestern so sehr beglückt hatte, gereichte dem Dichter diesmal nur wenig zur Freude.

– Sie entschuldigen –, sagte er, und sein Gesicht verdunkelte sich, – könnten Sie hier einen kleinen Augenblick warten? Ich hätte jetzt gerne kurz meinen Kumpel gesprochen.

– Nur keine Umstände! –, rief der Fremde. – Es ist so angenehm hier unter den Linden. Und ich bin, nebenbei bemerkt, überhaupt nicht in Eile.

– Jetzt hör mir gut zu, Mischa –, begann der Dichter eilig im Flüsterton, nachdem er Berlioz zur Seite geführt hatte, – der ist überhaupt kein Tourist, der ist ein Spion. Ein russischer Emigrant, der sich bei uns eingeschlichen hat. Frag ihn sofort nach seinen Papieren, sonst haut er noch ab ...

– Meinst du wirklich? –, hauchte Berlioz besorgt und dachte sich dabei im Stillen: »Verdammter, er hat recht! ...«

– Wenn ich's dir doch sage –, zischte ihm der Dichter ins Ohr, – er macht absichtlich einen auf deppert, um irgendwas auszuhorchen. Du hast doch gehört, wie der Russisch kann –, der Dichter redete und schielte zum Fremden hinüber, dass er nicht wegkäme, – los, gehen wir und halten ihn auf, sonst haut er noch ab ...

Und der Dichter ergriff Berlioz am Arm und zog ihn zur

Bank. Der Fremde saß nicht, sondern stand neben ihr und hielt in der Hand irgendein Büchlein mit dunkelgrauem Einband, einen festen Umschlag aus gutem Papier und eine Visitenkarte.

– Ich bitte vielmals um Vergebung, aber im Eifer unseres Disputs habe ich es ganz versäumt, mich Ihnen vorzustellen. Hier meine Karte, mein Pass sowie die Einladung nach Moskau als Sachverständiger –, sagte der Unbekannte und sah die beiden Literaten durchdringend an.

Diese wurden gleich verlegen. »Zum Teufel, er hat's gehört ...«, dachte Berlioz und gab mit einer höflichen Geste zu verstehen, dass es nicht nötig sei, die Papiere vorzuzeigen. Doch während der Ausländer sie dem Redakteur immer wieder unter die Nase rieb, gelang es dem Dichter, auf dem Kärtchen das in ausländischen Lettern gedruckte Wort »Professor« und die Namensinitiale »W« zu erblicken.

– Sehr angenehm –, murmelte verschämt der Redakteur, und der Ausländer steckte die Papiere wieder ein.

Somit war der Kontakt wiederhergestellt, und alle drei nahmen erneut auf der Bank Platz.

– Sie sind als Sachverständiger zu uns eingeladen worden? –, fragte Berlioz.

– Ja, als Sachverständiger.

– Und Sie sind ... ein Deutscher? –, erkundigte sich Besdomny.

– Sie meinen mich? ... –, antwortete mit einer Gegenfrage der Professor und kam auf einmal ins Grübeln. – Ja, ich denke, ich bin ein Deutscher ... –, sagte er.

– Sie sprechen ganz schön doll Russisch –, bemerkte Besdomny.

– Oh, ich bin überhaupt polyglott und beherrsche unglaublich viele Sprachen –, antwortete der Professor.

– Und was ist Ihr Fachgebiet? –, erkundigte sich Berlioz.

– Ich bin Spezialist für schwarze Magie.

»Du meine Güte! ...«, schoss es Michail Alexandrowitsch durch den Kopf.

– Und … und aus diesem Grund hat man Sie zu uns eingeladen? –, fragte er stotternd.

– Ja, aus diesem –, sagte der Professor und erklärte sich: – Hier wurden in der Staatsbibliothek Originalhandschriften eines Grimoires von Gerbert d'Aurillac aus dem zehnten Jahrhundert entdeckt. Und die soll ich jetzt entziffern. Ich bin nämlich der einzige Experte weltweit.

– Ah! Sie sind also ein Geschichtler? –, fragte Berlioz, sichtlich erleichtert und mit Respekt.

– Ich bin ein Geschichtler –, bestätigte der Wissenschaftler und fügte so mir nichts, dir nichts hinzu: – Heute Abend kommt es hier auf dem Square zu einer überaus interessanten Geschichte!

Und wieder einmal waren der Redakteur und der Dichter aufs Höchste verblüfft, der Professor jedoch winkte sie näher, und als sich die beiden zu ihm beugten, flüsterte er:

– Sie sollten wissen: Jesus hat sehr wohl existiert.

– Sehen Sie mal, Herr Professor –, erwiderte Berlioz mit erzwungenem Lächeln, – wir respektieren Ihre enormen Kenntnisse, vertreten aber in dieser Frage einen anderen Standpunkt.

– Es bedarf keiner anderen Standpunkte –, entgegnete der seltsame Professor, – er hat existiert, und Schluss, aus.

– Dennoch müsste man's doch irgendwie beweisen … –, begann Berlioz.

– Man muss auch gar nichts beweisen –, antwortete der Professor und wurde leiser, wobei sein Akzent auf einmal verschwunden war: – Ganz einfach: Im weißen Gewand, blutig umbordet, trat mit schlurfendem Reiterschritt am frühen Morgen des vierzehnten Tages im Frühlingsmonat Nisan …

Kapitel 2

Pontius Pilatus

Im weißen Gewand, blutig umbordet, trat mit schlurfendem Reiterschritt am frühen Morgen des vierzehnten Tages im Frühlingsmonat Nisan unter das Dach der Säulenhalle zwischen zwei Flügeln des Palastes von Herodes dem Großen der Statthalter Judäas Pontius Pilatus.

Wenn es etwas gab, was der Statthalter hasste, dann den Geruch von Rosenöl. Nun, dieser Tag versprach nichts Gutes, denn seit dem Sonnenaufgang roch es danach. Für den Statthalter verströmten alle Zypressen und Palmen des Gartens Rosenaroma, und zum Ruch des Ledergeschriffs und des Schweßes der Eskorte mischte sich jene verfluchte rosige Brise. Von den hinteren Flügeln des Palastes, den Quartieren der ersten Kohorte der Legio XII Fulminata, die mit dem Statthalter zusammen nach Jerschalajim gekommen war, wurden durch die obere Gartenanlage in die Säulenhalle feine Rauchschwaden herein geweht. Und sogar der leicht bittere Dunst, der erkennen ließ, dass die Garköche der Centurien nunmehr angefangen hatten, das Mittagsmahl zu bereiten, verband sich mit demselben fetigen Rosenduft.

»Ihr Götter, ihr Götter, warum straft ihr mich nur? ... Ja, ohne Zweifel! Da ist es schon wieder, das unbesiegbare, schreckliche Siechtum ... Hemicrania, wovon der halbe Kopf schmerzt ... Dagegen ist kein Kraut gewachsen ... davor ist keine Rettung in Sicht ... Ich versuche, den Kopf nicht zu bewegen ...«

Auf das Bodenmosaik vor dem Brunnen war schon ein Sessel gestellt. Darin nahm der Statthalter blindlings Platz und streckte

die Hand zur Seite aus. In diese Hand legte der Sekretär voller Hochachtung ein Stück Pergament hinein. Unfähig, der schmerzhaften Gesichtskrämpfe Herr zu werden, streifte der Statthalter nun das Schreiben mit schrägem flüchtigem Blick, gab das Pergament dem Sekretär zurück und brachte mühsam hervor:

– Der Häftling ist doch von Galiläa? Wurde der Fall an den Tetrarchen weitergeleitet?

– Wurde er, Statthalter –, sagte der Sekretär.

– Und? Ich verstehe nicht recht ...

– Er hat sich geweigert, über den Fall zu entscheiden, und verlangt für das Todesurteil des Synedrions Eure Absegnung –, erklärte der Sekretär.

Der Statthalter zuckte mit der Wange und sagte leise:

– Man bringe den Häftling her.

Und sogleich führten zwei Legionäre durch die Gartenanlage unter die Säulen der Galerie einen Mann von ungefähr sieben- und zwanzig Jahren und stellten ihn vor den Statthalter. Dieser Mann trug eine ziemlich alte und zerschlissene blaue Robe. Auf dem Kopf ein weißes Tuch, mithilfe eines Riemens um die Stirn befestigt, die Hände hinter dem Rücken gebunden. Unter dem linken Auge hatte der Mann eine dicke Beule, und in einem Mundwinkel war die Haut aufgeplatzt und das Blut geronnen. Der Hereingeführte betrachtete den Statthalter mit lebhafter Neugier.

Jener schwieg eine Weile und fragte dann leise auf Aramäisch:

– Dann hast du also das Volk angestiftet, den Tempel von Jerschajim zu zerstören?

Dabei saß der Statthalter wie versteinert, allein seine Lippen rührten sich schwach beim Aussprechen der Wörter. Der Statthalter saß wie versteinert, um seinen vom Höllenschmerz flammanden Kopf auf gar keinen Fall zu bewegen.

Der Mann mit den gebundenen Händen beugte sich etwas vor und begann zu reden:

– Guter Mensch! Glaub mir ...

Doch der Statthalter, immer noch starr und seine Stimme keinen Deut hebend, unterbrach ihn auf der Stelle:

– Guter Mensch? Das sagst du zu mir? Du irrst dich. In Jerschalajim wird an allen Ecken getratscht, ich sei eine grimmige Bestie, was auch wirklich zutrifft. – Und ergänzte im gleichen Tonfall: – Centurio Rattenschreck zu mir.

Auf der Galerie schien es dunkler geworden zu sein, als Centurio Marcus von der ersten Centurie, besser bekannt als Rattenschreck, vor den Statthalter trat. Rattenschreck war einen Kopf höher als der größte Soldat der Legion und so breitschultrig, dass er die noch niedrig stehende Sonne ganz und gar überschattete.

Der Statthalter wandte sich an den Centurio auf Lateinisch.

– Der Delinquent nennt mich einen guten Menschen. Führt ihn für einen Moment hinaus, bringt ihm bei, wie er mich anzusprechen hat. Aber alles noch dran lassen.

Und jedermann, bis auf den reglosen Statthalter, blickte Marcus Rattenschreck nach, der dem Häftling mit einem Wink zu verstehen gab, dass er ihm folgen soll.

Auch sonst blickte jedermann Rattenschreck nach, ganz gleich, wo dieser sich zeigte, und zwar wegen seiner Statur. Und diejenigen, die ihn zum ersten Mal sahen, noch deshalb, weil sein Gesicht verunstaltet war: Der Streitkolben eines Germanen hatte einst seine Nase zertrümmert.

Die Stiefel von Marcus schlügen schwer auf dem Mosaikboden auf, der Gefesselte ging lautlos hinterher, und in der Säulenhalle trat eine tiefe Stille ein. Schon war zu hören, wie die Tauben in der Gartenanlage an der Galerie girrten, während das Wasser im Brunnen ein gewitztes erquickliches Lied sang.

Der Statthalter verspürte einen Wunsch: sich hoch raffen, die Brise gegen seine Schläfe wehen lassen und so verharren. Aber auch das wird nicht helfen.

Nachdem Rattenschreck nun den Gefangenen aus der Säulen-

halle in den Garten geführt hatte, nahm er dem Legionär, der vor dem Sockel einer Bronzestatue postiert war, die Peitsche ab, holte ganz sachte aus und versetzte dem Häftling einen Hieb auf die Schultern. Die Bewegung des Centurio war eher lässig und mühelos gewesen, doch der Gefesselte stürzte blitzartig zu Boden, als hätte man ihm die Beine abgehackt, verschluckte sich an Luft, die Farbe wich von seinem Gesicht, und der Sinn erlosch in den Augen. Leicht wie einen leeren Sack schwang Marcus mit links den Gefallenen hoch, stellte ihn auf die Beine und sagte näselnd, wobei er die aramäischen Wörter schlecht aussprach:

– Den römischen Statthalter nur mit »Hegemon« anreden. Ansonsten nichts sagen. Strammstehen. Verstanden, oder soll's noch mehr geben?

Der Gefangene taumelte, hatte sich aber schon wieder gefasst: Die Gesichtsfarbe war zurückgekehrt. Er atmete auf und erwiderte heiser:

– Ich habe verstanden. Schlage mich nicht.

Eine Minute später stand er erneut vor dem Statthalter.

Es erklang dessen kraftlose, kranke Stimme:

– Name.

– Wessen? –, reagierte der Häftling beflissen, wobei sein gesamtes Wesen von Bereitschaft zeugte, nur vernünftige Antworten zu geben und keinerlei Zorn mehr zu wecken.

Der Statthalter sagte gedämpft:

– Mein eigener ist mir bekannt. Stell dich nicht dümmer an, als du bist. Dein Name.

– Jeschua –, beeilte sich der Gefangene.

– Und wie noch geheißen?

– Ha-Nozri.

– Und du stammst woher?

– Aus der Stadt Gamala –, sagte der Häftling. Und ein Nicken seines Kopfes deutete an: Dort, fern, auf der rechten nördlichen Seite gibt es auch wirklich eine Stadt Gamala.

– Wer bist du dem Blut nach?

– Ich weiß nicht genau –, erwiderte rasch der Gefangene. – Ich habe keine Erinnerung an meine Eltern. Mir wurde erzählt, mein Vater sei Syrer gewesen ...

– Wo ist dein fester Wohnsitz?

– Ich habe keinen festen Wohnsitz –, sagte der Häftling verlegen, – ich ziehe von Stadt zu Stadt.

– Das lässt sich treffender formulieren. Mit anderen Worten: ein Landstreicher –, sprach der Statthalter und fragte: – Verwandte?

– Keine. Ich bin allein in der Welt.

– Kannst du lesen und schreiben?

– Kann ich.

– Und beherrschst noch eine weitere Sprache, außer Aramäisch?

– Ja. Griechisch.

Schon hob sich das geschwollene Lid, die vom Schleier des Leids verhüllte Pupille starre den Häftling an. Die andere blieb bedeckt.

Pilatus begann auf Griechisch:

– Dann hast du also vorgehabt, das Tempelgebäude zu zerstören, und das Volk dazu angestiftet?

Jetzt gewann der Gefangene seine Lebhaftigkeit zurück, der Blick wirkte nicht mehr eingeschüchtert. Auf Griechisch antwortete er:

– Nein, guter ... –, ein jäher Schrecken durchfuhr die Augen des Häftlings, hatte er sich doch beinahe versprochen. – Nein, Hegemon, in meinem gesamten Leben habe ich niemals daran gedacht, das Tempelgebäude zu zerstören oder jemanden zu dieser sinnlosen Tat anzuregen.

Verwunderung zeigte sich im Gesicht des Sekretärs, der am niedrigen Tisch gekrümmt saß und die Aussagen mitschrieb. Er hob den Kopf, beugte ihn aber sogleich wieder über das Pergament.

– Zum Feiertag strömen in dieser Stadt ganze Horden unter-

schiedlichsten Volks zusammen. Darunter sind Magier, Astrologen, Wahrsager und Meuchelmörder –, sprach der Statthalter monoton, – manchmal auch Lügner. Du, zum Beispiel. Hier steht es doch schwarz auf weiß: Hetzte das Volk auf, den Tempel zu zerstören. So bezeugen's die Menschen.

– Diese guten Menschen –, sagte der Gefangene, fügte eilig hinzu: – Hegemon –, und redete weiter: – sind ungebildet und bringen meine Worte ganz durcheinander. Überhaupt befürchte ich immer mehr, dass diese Wirrnis noch lange Zeit anhalten wird. Und alles nur, weil er das, was ich sage, falsch aufschreibt.

Ein Schweigen trat ein. Jetzt blickten beide kranken Pupillen mühsam den Häftling an.

– Ich wiederhole, und zwar zum letzten Mal: Hör auf, dich verrückt zu stellen, Halunke –, sagte Pilatus eintönig weich, – von dem, was du sagst, ist nicht viel aufgeschrieben worden, doch dies wenige reicht aus, um dich an den Galgen zu bringen.

– Nein, nein, Hegemon –, ereiferte sich der Häftling in der Absicht, wirklich zu überzeugen, – es geht einer umher mit einem Stück Ziegenpergament und schreibt und schreibt unaufhörlich. Aber einmal warf ich einen Blick in sein Pergament und bekam einen heftigen Schrecken. Denn nichts von dem, was darin geschrieben steht, hätte ich jemals gesagt. Ich flehte ihn an: Um Gottes willen, verbrenne dein Pergament! Doch er konnte es mir noch entreißen und eilte fort.

– Er heißt wie? –, fragte Pilatus angeekelt und fasste mit der Hand an die Schläfe.

– Levi Matthäus –, erklärte der Gefangene gern, – er war Steuereintreiber. Ich traf ihn zum ersten Mal an einem Weg in Bethphage, dort, wo der Feigengarten endet, und kam mit ihm ins Gespräch. Anfangs schien er abweisend, beleidigte mich sogar, glaubte jedenfalls, mich zu beleidigen, indem er mich einen Hund nannte –, hier musste der Häftling schmunzeln, – ich mei-nerseits sehe nichts Schlimmes an dem Tier, um mich von dem Wort gekränkt zu fühlen ...

Der Sekretär unterbrach das Schreiben und schaute voll heimlichen Staunens, nein, nicht den Häftling, vielmehr den Statthalter an.

– … doch nachdem er mich angehört hatte, taute er langsam auf –, redete Jeschua weiter, – warf endlich das Geld auf den Weg und sagte, er würde mit mir ziehen …

Pilatus lächelte schief mit einer Wange, legte seine gelben Zähne frei und sprach, mit dem ganzen Rumpf zum Sekretär gewandt:

– Oh Jerschalajim! Was erfährt man nicht alles in dieser Stadt! Hörst du? Ein Steuereintreiber warf das Geld auf den Weg!

Wie darauf reagieren? Also hielt es der Sekretär für angebracht, Pilatus' Lächeln zu erwidern.

– Er sagte nämlich, das Geld sei ihm von jetzt an verhasst –, erklärte Jeschua die seltsamen Handlungen Levi Matthäus' und fügte hinzu: – Und seitdem ist er mein Begleiter.

Noch immer die Zähne fletschend, blickte der Statthalter den Häftling an, danach die Sonne, die unabwendbar hinaufschwebte, über die Reiterstatuen des Hippodroms hinweg, welcher tief unten, weit entfernt auf der rechten Seite lag, und dachte plötzlich im Anfall von Übelkeit weckender Qual, die einfachste Sache wäre jetzt wohl: Den kauzigen Missetäter von der Galerie fortscheuchen. Dazu nur zwei Wörter aussprechen: »Hängt ihn«. Die Eskorte fortscheuchen. Aus der Säulenhalle ins Innere des Palastes treten. Das Zimmer abdunkeln lassen. Aufs Lager sinken. Kaltes Wasser verlangen. Mit klagender Stimme Banga, den Hund, herbeirufen. Zusammen mit ihm die Hemicrania beweinen. Und Gift. Der Gedanke daran blühte verlockend und kurz im kranken Kopf des Statthalters auf.

Mit trübem Blick schaute er den Gefangenen an, schwieg eine Weile und fragte sich schmerhaft, warum in der gnadenlosen Jerschalajimer Sonnenhitze dieser Häftling mit zerschlagenem Gesicht da vor ihm steht und was für unnütze Fragen ihm noch zu stellen sind.

– Levi Matthäus? –, fragte der Kranke heiser und schloss die Augen.

– Ja, Levi Matthäus –, wehte die hohe, ihn quälende Stimme an ihn heran.

– Was genau aber hast du dem Volk auf dem Markt vom Tempel erzählt?

Die Stimme des Antwortenden schien sich in Pilatus' Schläfe hineinzubohren, eine schier unerträgliche Qual, und die Stimme sprach:

– Ich, Hegemon, lehrte, der Tempel des alten Glaubens würde zerfallen, doch ein neuer Tempel der Wahrheit würde erstehen. Ich redete so, damit es deutlicher wäre.

– Warum hast du Landstreicher das Volk auf dem Markt empört, indem du von Wahrheit sprachst, von welcher du keinen Schimmer besitzt? Was ist denn Wahrheit?

Und der Statthalter dachte: »Ihr Götter! Ich stelle lauter unnütze Fragen bei dem Verhör ... Mein Verstand versagt mir den Dienst ...« Und wieder erschien vor ihm eine Schale mit dunklem Nass. »Ach, gebt mir, ach, gebt mir doch Gift ...«

Und wieder vernahm er die Stimme:

– Die Wahrheit ist zunächst einmal, dass du Kopfschmerzen hast. So starke Kopfschmerzen, dass du kleinmütig sterben willst. Es zehrt an deinen Kräften, mich anzusehen, geschweige denn mit mir zu sprechen. So werde ich, ohne es zu wollen, zu deinem Henker, was mich sehr traurig macht. Du bist nicht einmal mehr fähig, an irgendetwas zu denken, und träumst nur von deinem Hund, dem offenbar einzigen Wesen, an dem du noch hängst. Doch deine Qualen sind gleich zu Ende, dein Kopfschmerz legt sich.

Der Sekretär blieb mitten im Satz stehen, machte große Augen und starrte den Häftling an.

Pilatus hob den zermarterten Blick zum Gefangenen und sah die bereits recht hoch über dem Hippodrom stehende Sonne. Ihr Strahl war inzwischen in die Säulen halle gedrungen und

schlich sich langsam an die abgetragenen Sandalen von Jeschua heran. Jener versuchte, dem Sonnenlicht auszuweichen.

Da richtete sich der Statthalter auf, fasste den Kopf mit den Händen, und sein gelbliches glattrasiertes Gesicht offenbarte blaues Entsetzen. Doch er unterdrückte es sogleich mit einem herrischen Willensimpuls und ließ sich zurück in den Sessel fallen.

Der Häftling setzte indes seine Ansprache fort, während der Sekretär längst aufgehört hatte mitzuschreiben und nunmehr wie eine Gans den Hals reckte, bemüht, sich kein einziges Wort entgehen zu lassen.

– Siehst du, schon ist alles vorbei –, sagte der Häftling und schaute Pilatus wohlwollend an, – ich bin außerordentlich froh darüber. Ich würde dir raten, Hegemon, den Palast für eine Weile zu verlassen und dir ein klein wenig die Füße zu vertreten. Irgendwo in den Vororten, und sei es auch nur in einem der Gärten dort auf dem Ölberg. Es wird gewittern … –, der Gefangene wandte sich etwas ab und blickte zur Sonne, die ihn blendete, – … aber später, am Abend. Ein Spaziergang täte dir wirklich gut, und ich würde dich gern begleiten. Ich habe da ein paar neue Gedanken, die, wie ich meine, auch dich interessieren könnten. Ich möchte sie mit dir teilen, zumal du überaus klug wirkst.

Der Sekretär wurde bleich wie der Tod und ließ die Rolle zu Boden fallen.

– Dein Unglück ist –, redete der Gefesselte, von niemandem aufgehalten, – du bist viel zu verschlossen und hast den Glauben an die Menschen ganz eingebüßt. All seine Zuneigung einem Hund zu schenken, nicht wahr, wohin soll das führen? Nein, Hegemon, dein Leben ist mehr als dürfzig –, und der Sprechende wagte zu lächeln.

Der Sekretär dachte nur noch an eines: Soll er seinen Ohren trauen oder nicht? Er musste es schließlich. Wie absonderlich wird wohl der Jähzorn des reizbaren Statthalters ausfallen – angesichts dieser ungeheuerlichen Dreistigkeit des Gefangenen? Schwer zu sagen, obwohl er den Statthalter kennt.

Nun erklang die gebrochene, heisere Stimme des Statthalters, die in Latein sprach:

– Löst ihm die Fesseln.

Ein Legionär der Eskorte schlug mit dem Speer auf, reichte ihn einem anderen, näherte sich dem Häftling und band dessen Hände los. Der Sekretär aber hob die Rolle vom Boden. Erst einmal nicht mitschreiben. Sein Staunen in Zaum halten. Ganz gleich was da kommen mag.

– Gib zu –, fragte Pilatus leise auf Griechisch, – du bist ein mächtiger Arzt?

– Nein, Statthalter, ich bin kein Arzt –, antwortete der Häftling und rieb sich vergnügt die mitgenommene, angeschwollene, scharlachfarbene Hand.

Pilatus runzelte die Stirn. Sein strenger und schroffer Blick stach wieder und wieder auf den Gefangenen ein. Dieser Blick war auch nicht mehr getrübt, sondern wie einst voller Blitz.

– Ich habe dich nicht gefragt –, forschte Pilatus, – ob du am Ende auch noch Latein beherrschst?

– Das tue ich –, erwiederte der Häftling.

Die gelblichen Wangen des Pilatus färbten sich, und er fragte auf Latein:

– Woher wusstest du das mit dem Hund?

– Ganz einfach –, antwortete der Gefangene auf Latein, – du hast mit der Hand Bewegungen in der Luft gemacht –, der Häftling ahmte die Geste des Statthalters nach, – so als wolltest du jemanden streicheln, und die Lippen ...

– Ja –, sagte Pilatus.

Sie schwiegen. Dann fragte Pilatus auf Griechisch:

– Also bist du ein Arzt?

– Nein, nein –, sagte der Gefangene lebhaft, – glaub mir, ich bin kein Arzt.

– Nun, gut. Es ist dein Geheimnis. Sei's drum. Mit unserer Angelegenheit hat es nur am Rande etwas zu tun. Du behauptest also, du hättest niemanden aufgerufen, den Tempel zu zer-

stören oder ... niederzubrennen oder ... auf sonstige Art zu vernichten?

– Ich sage es dir noch einmal, Hegemon: Ich habe keinen zu solcherlei Handlungen aufgerufen. Sehe ich etwa aus wie ein Schwachsinniger?

– Du siehst in der Tat nicht aus wie ein Schwachsinniger –, sprach der Statthalter leise und lächelte irgendwie unheilvoll, – und nun schwöre, dass dem nicht so war.

– Und worauf soll ich schwören? –, fragte sehr eifrig der Losgebundene.

– Auf dein Leben, zum Beispiel –, sagte der Statthalter. – Dafür ist es auch höchste Zeit, denn schließlich hängt es an einem seidenen Faden.

– Du glaubst doch nicht, Hegemon, du hättest es aufgehängt? –, fragte der Häftling. – Denn wenn du das glaubst, dann täuschst du dich sehr.

Pilatus erbebte und antwortete durch die Zähne:

– Immerhin kann ich den Faden durchtrennen.

– Auch darin täuschst du dich –, versetzte der Häftling mit strahlendem Lächeln und streckte die Hand aus, um sich vor der Sonne zu schützen. – Eines steht fest, und du wirst mir zustimmen müssen: dass ihn nur jener durchtrennen kann, der ihn aufgehängt hat.

– Ja, ja –, grinste Pilatus, – jetzt hege ich keinen Zweifel daran, dass all die müßigen Gaffer von Jerschalajim dir auf Schritt und Tritt folgten. Ich weiß nicht, wer deine Zunge aufgehängt hat, doch hängt sie recht gut. Ist es übrigens wahr: Du kamst nach Jerschalajim durch das Tor von Susa gezogen? Rittlings auf einem Esel? Und begleitet vom Pöbel, der dich wie einen Propheten umjubelte? –, dabei wies der Statthalter auf eine Schriftrolle hin.

Der Häftling sah den Statthalter verdutzt an.

– Ich habe doch gar keinen Esel, Hegemon –, sagte er. – Ich kam nach Jerschalajim durch das Tor von Susa, das ist allerdings wahr. Freilich zu Fuß und begleitet von Levi Matthäus und nie-

mandem sonst. Und keiner hat mich umjubelt, weil mich damals in Jerschalajim noch keiner kannte.

– Aber vielleicht kennst ja du –, fragte Pilatus weiter, ohne den Blick vom Gefangenen abzuwenden, – einen, der Dysmas heißt? Außerdem einen Gestas? Und schließlich einen gewissen Bar-Rabban?

– Nein, diese guten Menschen kenne ich nicht –, erwiderte ihm der Häftling.

– Wirklich?

– Wirklich.

– Und jetzt sage mir doch, warum du die ganze Zeit diesen Ausdruck verwendest: »gute Menschen«? Nennst du am Ende jeden so?

– Jeden –, gab der Häftling zur Antwort, – es gibt in der Welt keine bösen Menschen.

– Das höre ich zum ersten Mal –, sagte Pilatus und schmunzelte, – aber vielleicht habe ich einfach zu wenig Lebenserfahrung! ... Du brauchst den Rest nicht mitzuschreiben –, wandte er sich an den Sekretär, obwohl jener von sich aus nicht mit schrieb, und sagte weiter zum Häftling: – Stand das in irgendeinem griechischen Buch, das du gelesen hast?

– Nein, das ist meine eigene Erkenntnis.

– Und die verkündest du?

– Ja.

– Nehmen wir doch den Centurio Marcus, genannt Rattenschreck. Ein guter Mensch?

– Ja –, sprach der Gefangene, – nur sehr unglücklich. Seitdem gute Menschen ihn derart verunstaltet haben, ist er grausam und roh. Ich möchte wissen, wer ihm das angetan hat.

– Oh, das will ich dir liebend gern verraten –, sagte Pilatus, – denn ich war dabei. Die guten Menschen fielen über ihn her, wie Hunde über einen Bären. Die Germanen verbissen sich ihm in Hals, Arme und Beine. Der Manipel mit seinem Fußvolk saß in die Klemme. Und wäre nicht die Turma mit ihren Rei-

tern – und zwar unter meinem Kommando – gegen die Flanke geprallt, dann hättest du, Philosoph, jetzt keine Gelegenheit mehr, Rattenschreck kennenzulernen. Es war die Schlacht bei Idistaviso, im Tal der Jungfrauen.

– Wenn man doch einmal mit ihm reden könnte –, bemerkte der Gefangene plötzlich verträumt, – ich bin mir gewiss: Er würde sich von Grund auf ändern.

– Ich vermute –, entgegnete Pilatus, – der Legat unserer Legion hätte wenig Freude daran, wenn du mit irgendeinem seiner Offiziere oder Soldaten redetest. Im Übrigen wird das auch gar nicht geschehen – muss sagen: zu jedermanns Glück –, und der Erste, der dafür sorgt, bin ich selbst.

In diesem Moment flatterte in die Säulenhalle flugs eine Schwalbe herein. Sie beschrieb einen Kreis unter der goldenen Decke, kam nieder und streifte mit ihrer spitzen Schwinge schon beinahe das Antlitz der kupfernen Statue in einer der Nischen. Dann verschwand sie hinter dem Kapitell. Vielleicht hatte sie vorgehabt, dort ein Nest zu bauen.

Doch während sie flog, bildete sich im nunmehr klaren und leichten Kopf des Statthalters eine Formel – mit folgendem Wortlaut: »Der Hegemon hat den Fall des umherziehenden Philosophen Jeschua – auch bekannt als Ha-Nozri – eingehend untersucht. Der Tatbestand eines Rechtsbruchs liegt nicht vor. So konnte insbesondere keine Verbindung zwischen den Handlungen Jeschua und den jüngsten Unruhen in Jerschalajim festgestellt werden. Der umherziehende Philosoph ist ganz offenbar geistesgestört. In Anbetracht dessen wird der Statthalter das Todesurteil des Kleinen Synedrions nicht bestätigen. Weil jedoch die närrischen, phantasmagorischen Reden Ha-Nozris in Jerschalajim Anstoß erregen könnten, entfernt der Statthalter Jeschua aus Jerschalajim und ordnet an, ihn in Caesarea Stratonis am Mittelmeer einzukerkern, das heißt, in des Statthalters eigener Residenz.« Er brauchte es nur noch dem Sekretär zu diktieren.

Die Schwingen der Schwalbe schnauften über dem Kopf des

Hegemons. Der Vogel flitzte ans Brunnenbecken und eilte ins Freie hinaus. Der Statthalter hob den Blick zum Gefangenen – neben ihm eine strahlende Wolke von Staub.

– Ist das alles, was gegen ihn vorliegt? –, fragte der Statthalter den Sekretär.

– Nein, leider nicht –, gab der Sekretär überraschenderweise zur Antwort und reichte Pilatus ein weiteres Pergament.

– Was denn noch? –, fragte Pilatus mit Stirnrunzeln.

Nachdem er das ihm übergebene Schriftstück gelesen hatte, veränderte sich sein Gesicht noch mehr. War das dunkle Blut in den Hals, in den Kopf gestiegen? War etwas anderes geschehen? Doch hat seine Haut ihre gelbe Farbe verloren, wurde bräunlicher, und die Augen wirkten wie eingebrochen.

Das Blut war an alldem schuld: Es strömte, es trommelte gegen die Schläfen. Und das Sehvermögen, was ereignete sich mit ihm? Der Kopf des Häftlings driftete fort, während an seiner Stelle ein neuer erstand. Ein kahler Kopf und darauf eine goldene Krone mit spärlichen Zacken. Die Stirn – ein einziges rundes Geschwür, das die Haut zerfraß und von Balsam beschmiert war. Ein zahnloser, eingefallener Mund, eine schlaffe und launische Unterlippe. Jetzt schwanden die rosafarbenen Säulen der Galerie, die Jerschalajimer Dächer in der Ferne, hinter den Gärten. Und alles rings ertrank im üppigsten Grün der Capreischenen Blüten. Und das Gehör – wie sonderbar: Es erlauschte von weit her Drommeten, gedämpft und drohend. Und dann, überaus deutlich, eine näselnde Stimme selbstherrlich die Worte dehnen: »Paragraph: Majestätsbeleidigung ...«

Die Gedanken schwirrten – sprunghaft, abrupt, lauter Absurdisitäten: »Bin verloren! ...«, und dann: »Wir sind alle verloren! ...« Und darunter ein gänzlich absurder: an die Unsterblichkeit, seltsamerweise unerträglich und trostlos.

Pilatus riss sich zusammen, vertrieb den Spuk, zwang seinen Blick zurück auf die Galerie. Und wieder zeigten sich ihm die Augen des Häftlings.

– Sag mal, Ha-Nozri –, begann der Statthalter und schaute Jeschua eigenartig an: Der Gesichtsausdruck des Statthalters war streng, doch die Augen nervös. – Hast du irgendwann einmal vom großen Caesar geredet? Antwortete: Hast du? ... Oder ... hast du ... nicht ... – Pilatus zog das Wort »nicht« etwas mehr in die Länge, als bei Vernehmungen üblich. Sein Blick trug Jeschua einen Gedanken zu, welchen er dem Gefangenen gleichsam einflößen wollte.

– Die Wahrheit zu sagen ist leicht und angenehm –, bemerkte der Häftling.

– Ich will gar nicht wissen –, versetzte Pilatus mit gepresster, garstiger Stimme, – ob es dir angenehm oder unangenehm ist, die Wahrheit zu sagen. Denn du wirst sie mir wohl oder übel sagen müssen. Und sagst du sie mir, leg jedes Wort fein hübsch auf die Goldwaage, wenn du dem sicheren und vor allem qualvollen Tod entgehen willst.

Niemand weiß, was mit dem Statthalter von Judäa geschehen war, doch er wagte es, seine Hand zu heben, gewissermaßen um sich vor dem Sonnenlicht abzuschirmen, und warf hinter dieser Hand – wie hinter einem schützenden Schild – dem Häftling einen bedeutungsschwangeren Blick zu.

– Nun –, sagte er, – kennst du einen gewissen Judas von Kirjath? Und was genau hast du ihm vom Caesar erzählt, wenn du ihm überhaupt etwas vom Caesar erzählt hast?

– Es war so –, fing der Häftling mit Freude an zu berichten, – vorgestern Abend lernte ich am Tempel einen jungen Mann kennen. Er nannte sich Judas und war aus Kirjath. Er lud mich in sein Haus in der Unteren Stadt ein und gab mir zu speisen ...

– Ein guter Mensch? –, fragte Pilatus, und ein teuflisches Feuer funkelte in seinen Augen.

– Ein sehr guter Mensch, und sehr wissbegierig –, bestätigte der Gefangene, – er zeigte großes Interesse an meinen Gedanken und empfing mich in aller Gastlichkeit ...

– Hat sogar Leuchter angezündet ... –, brachte Pilatus durch die Zähne im Ton des Häftlings hervor, wobei seine Augen glänzten.

– Ja, richtig –, sagte Jeschua, ein wenig verwundert darüber, wie wohlunterrichtet der Statthalter war, – er bat mich, ihm meine Sichtweise auf die Staatsmacht darzulegen. Diese Frage hatte ihn stark beschäftigt.

– Was hast du ihm nun gesagt? –, fragte Pilatus. – Oder wirst du mir weismachen wollen, es sei dir schon wieder entfallen? –, doch Pilatus' Stimme klang bereits weniger hoffnungsvoll.

– Unter anderem habe ich gesagt –, erzählte der Häftling, – dass jede Staatsmacht die Menschen knechtet. Doch es kommt eine Zeit, in der es keine Macht geben wird, keine Caesaren oder sonstigen Herrscher. Und der Mensch tritt ein in das Reich der Gerechtigkeit und der Wahrheit, das aller Gewalt entbehrt.

– Und weiter!

– Und weiter nichts –, sagte der Häftling. – Es kamen auf einmal Menschen hereingelaufen. Sie fesselten mich und steckten mich ins Gefängnis.

Der Sekretär, bemüht, sich kein Wort entgehen zu lassen, kritzelte rasch die Sätze aufs Pergament.

– Es gibt und gab in der Welt keine größere oder schönere Macht als die des Kaisers Tiberius! –, Pilatus' kranke und angeschlagene Stimme wuchs empor.

Aus irgendeinem Grund sah der Statthalter nun den Sekretär und die Eskorte hasserfüllt an.

– Und du, verrückter Verbrecher, bist der Letzte, der über sie zu urteilen hat! – Und Pilatus schrie auf: – Die Eskorte fort von der Galerie! – Und ergänzte, zum Sekretär gewandt: – Lass mich mit dem Verbrecher allein. Es handelt sich um eine Staatsangelegenheit.

Die Eskorte erhob ihre Speere und schritt, maßvoll mit den beschlagenen Caligen klappernd, von der Galerie in den Garten. Der Eskorte folgte der Sekretär.

Das Schweigen dort auf der Galerie wurde eine Zeit lang nur vom Gesang des Brunnenwassers gestört. Pilatus sah die flüssige Schale über dem Röhrchen schwellen, ihren Rand sich krümmen und in winzigen Rinnsalen niederströmen.

Als Erster ergriff der Gefangene das Wort:

– Ich merke schon: Was ich dem Jüngling aus Kirjath sagte, zieht irgendwie böse Folgen nach sich. Auch befürchte ich, Hegemon, dass ihm ein Unglück geschieht, und er tut mir auf-richtig leid.

– Und ich denke –, entgegnete ihm der Statthalter mit seltsamem Lächeln, – es gibt noch jemanden in der Welt, und der sollte dir wesentlich mehr leidtun als Judas von Kirjath, weil es ihm sehr viel schlimmer ergehen wird als Judas! ... Aber wie dem auch sei: Marcus Rattenschreck, ein überzeugter und eiskalter Schlächter, die Leute, die, wie ich sehe –, der Statthalter zeigte auf Jeschua entstelltes Gesicht, – dich für all deine Predigten prügelten, Dysmas und Gestas, zwei Wegelagerer, die zusammen mit ihren Spießgesellen vier Soldaten erdolchten, und schließlich Judas, ein schmutziger Denunziant – sie alle sind gute Menschen! Nicht wahr?

– Ja –, gab der Häftling zur Antwort.

– Und das Reich der Wahrheit wird kommen?

– Wird kommen, Hegemon –, sagte Jeschua tief überzeugt.

– Es wird niemals kommen! –, schrie plötzlich Pilatus mit einer so schrecklichen Stimme, dass Jeschua zurückwich. So schrie Pilatus vor vielen Jahren im Tal der Jungfrauen seinen Reitern zu: »Haut sie! Haut sie! Der große Rattenschreck sitzt in der Falle!« Jetzt strapazierte er sogar noch mehr seine vom Kommandieren arg angeschlagene Stimme und brüllte, damit auch jeder im Garten ihn deutlich hörte: – Verbrecher! Verbrecher! Verbrecher!

Und, wieder leiser geworden, fragte er:

– Jeschua Ha-Nozri, glaubst du an irgendwelche Götter?

– Gott ist nur einer –, erwiderte Jeschua. – An ihn glaube ich.

– Dann bete zu ihm! Und bete gut! Wobei es dir aber ... –, Pilatus' Stimme erlosch, – nicht wirklich mehr hilft. Hast du ein Weib? –, fragte Pilatus voll unerklärlicher Wehmut, ohne zu wissen, wie ihm geschah.

– Nein, ich bin allein.

– Verfluchte Stadt ... –, brummte Pilatus scheinbar grundlos, zuckte die Achseln, als wäre ihm kalt, und rieb sich die Hände, ganz so, als wollte er sie waschen, – ... hätte man dich vor deinem Treffen mit Judas von Kirjath erstochen, es wäre wohl besser gewesen.

– Lass mich doch einfach laufen, Hegemon –, bat plötzlich der Häftling, und seine Stimme klang besorgt. – Ich sehe, man will mich töten.

Pilatus' Gesicht verzog sich im Krampf. Dann richtete er auf Jeschua seine geschwollenen, mit roten Äderchen übersäten Augen und sprach:

– Unglücklicher! Meinst du im Ernst, ein Vertreter des Römischen Reiches würde einen Mann freilassen, der das verkündet, was du verkündest? Ihr Götter, ihr Götter! Soll ich vielleicht so enden wie du? Nein, deine Gedanken teile ich nicht! Und darum höre: Solltest du von diesem Moment an auch nur ein Wort zu jemandem sagen, dann sieh dich vor! Jawohl, dann sieh dich vor!

– Hegemon ...

– Mund halten! –, brüllte Pilatus und warf einen wütenden Blick der Schwalbe nach, die erneut auf die Galerie geflitzt war. – Her zu mir! –, rief Pilatus.

Und nachdem der Sekretär und die Eskorte ihre Plätze wieder eingenommen hatten, erklärte der Statthalter, das Todesurteil des Kleinen Synedrions für den Verbrecher Jeschua Ha-Nozri werde von ihm bestätigt. Und der Sekretär notierte die Worte des Statthalters.

Schon eine Minute später stand vor dem Statthalter Marcus Rattenschreck. Ihm befahl der Statthalter, den Delinquenten un-

verzüglich dem Kommandanten des Geheimdienstes zu überantworten. Er verordne des Weiteren, Jeschua Ha-Nozri von anderen Verurteilten fernzuhalten. Darüber hinaus sei es dem Kommandanten des Geheimdienstes streng untersagt, mit Jeschua zu reden oder auch nur seine Fragen zu beantworten.

Auf Marcus' Handzeichen hin gruppierte sich die Eskorte um Jeschua und führte ihn von der Galerie.

Nun erschien vor dem Statthalter ein prächtiger Mann mit hellem Bart. Sein Helmknauft von Adlerfedern geschmückt, die Brust von leuchtenden Löwenschnauzen, das Schwertgehänge von Goldbeschlägen. Er trug Sandalen mit dreifacher Sohle, bis unter die Knie geschnürt, und einen purpurnen Mantel über die linke Schulter geworfen. Es war der Legat der Legion. Ihn fragte der Statthalter nach dem Verbleib der Sebasterkohorte. Der Legat berichtete, die Sebaster seien in Stellung auf dem Vorplatz des Hippodroms, dort wo der Menge das Urteil über die Missetäter verlesen wird.

Und der Statthalter wies den Legaten an, aus der Römerkohorte zwei Centurien zusammenzustellen. Die eine, von Ratenschreck angeführt, soll die Missetäter, die Karren mit Hinrichtungswerkzeugen und Scharfrichtern auf ihrem Weg zum Kahlen Berg eskortieren, um, dort angelangt, die obere Absperrung zu verstärken. Die andere sich ohne Aufschub zum Kahlen Berg begeben und sofort mit der Absperrung beginnen. Für denselben Zweck, das heißt, zur Verteidigung des Berges, bat der Statthalter den Legaten, als zusätzliches Reiterregiment die Syrische Ala zu entsenden.

Nachdem der Legat die Galerie verlassen hatte, befahl der Statthalter dem Sekretär, den Ältesten des Synedrions, zwei seiner Mitglieder samt dem Kommandanten der Jerschalajimer Tempelwache in den Palast zu laden, und bat ihn, es dabei so einzurichten, dass er vor der Beratung mit all diesen Männern den Ältesten unter vier Augen sprechen könnte.

Der Befehl des Statthalters wurde schnell und exakt aus-

geführt. Die Sonne, die an jenen Tagen Jerschalajim mit unbändiger Wut schmoren ließ, hatte noch nicht einmal ihren höchsten Punkt erreicht, als auf der obersten Gartenterrasse vor den zwei weißen marmornen Löwen, welche die Treppe bewachten, der Statthalter mit dem amtierenden Ältesten des Synedrions, dem Hohenpriester von Judäa Joseph Kaiphas, zusammentraf.

Im Garten war es still. Doch aus der Säulenhalde in die lichtüberströmte und palmenbewachsene obere Gartenanlage getreten, die auf ungeheuren Elefantenfüßen ruhte und von der aus sich ihm dieses ganze verhasste Jerschalajim eröffnete – mit all seinen hängenden Brücken, Festungen und insbesondere mit dem jeder Beschreibung trotzenden Marmorhaufen, den statt eines Dachs goldene Drachenschuppen bedeckten: dem Tempel von Jerschalajim, erlauschte der Statthalter mit feinem Gehörsinn fern und tief, dort, wo die steinerne Mauer die unteren Terrassen des Königsgartens vom Vorplatz trennte, ein dumpfes Grollen, daraus sich zuweilen armselige dünne Stimmchen hinaufschwangen, als würden sie stöhnen oder schreien.

Und er begriff: Dort auf dem Platz hat sich eine riesige Menge versammelt – die von den jüngsten Unruhen aufgebrachten Bürger der Stadt Jerschalajim. Und die Menge harrte ungeduldig des Urteils, und die rastlosen Wasserverkäufer schrien.

Der Statthalter lud als Erstes den Hohenpriester zur Galerie, um sich vor der sengenden Glut zu schützen, doch Kaiphas entschuldigte sich höflich und erklärte, dies sei nicht möglich so kurz vor dem Fest. Pilatus zog eine Kapuze über seinen schon etwas kahl gewordenen Kopf und begann mit der Unterredung. Die Unterredung verlief auf Griechisch.

Pilatus sagte, er habe den Fall des Jeschua Ha-Nozri untersucht und das gefällte Todesurteil bestätigt.

Und somit werden dem Scharfrichter heute drei Räuber zur Hinrichtung übergeben: Dysmas, Gestas, Bar-Rabban. Und außerdem noch dieser Jeschua Ha-Nozri. Die ersten zwei, die versucht hatten, das Volk zum Aufruhr gegen Caesar anzustan-

cheln, wurden von der römischen Macht im Kampf gefangen genommen, befinden sich folglich in der Gewalt des Statthalters und werden nicht Gegenstand der Unterhaltung sein. Die beiden anderen jedoch, Bar-Rabban und Ha-Nozri, wurden von der örtlichen Macht ergriffen und daraufhin vom Synedrion verurteilt. Dem Gesetz entsprechend, dem Brauch entsprechend, wird zu Ehren der heutigen großen Pessach-Feier einem von beiden die Freiheit geschenkt.

Darum will der Statthalter wissen, welchen der beiden Verbrecher das Synedrion freizulassen gedenkt: Bar-Rabban oder Ha-Nozri?

Kaiphas senkte den Kopf zum Zeichen, dass er die Frage verstanden hatte, und gab zur Antwort:

– Das Synedrion bittet für Bar-Rabban.

Der Statthalter wusste nur zu gut, dass der Hohepriester so antworten würde. Doch er hatte sich vorgenommen, zu zeigen, dass ihn das sehr in Staunen versetzte.

Dies tat Pilatus mit großem Geschick. Die Brauen in seinem blasierten Gesicht hoben sich, und voller Verwunderung blickte der Statthalter dem Hohenpriester direkt in die Augen.

– Ich muss gestehn, Eure Antwort überrascht mich zutiefst –, begann der Statthalter sanft, – und ich fürchte, ein Missverständnis liegt vor.

Pilatus erklärte sich. Die römische Macht stellt keinesfalls die Macht der örtlichen Geistlichkeit infrage. Und der Hohepriester weiß das sehr wohl. Aber diesmal handelt es sich um einen offensichtlichen Fehler. Und natürlich ist die römische Macht an der Beseitigung dieses Fehlers interessiert.

In der Tat: Die Verbrechen Bar-Rabbans und Ha-Nozris sind unvergleichlich in ihrer Schwere. Ist Letzterer zweifellos ein Irrer, dessen Schuld sich darin erschöpft, widersinnige Reden zu halten, die das Volk in Jerschalajim und an einigen anderen Orten empören, so wird Ersterer wesentlich mehr belastet. Nicht nur hat er ganz unverhohlen zur Rebellion aufgerufen, sondern

auch noch bei dem Versuch, ihn zu ergreifen, eine Wache getötet. Bar-Rabban ist also bei Weitem gefährlicher als Ha-Nozri.

In Anbetracht alles Erwähnten bittet der Statthalter den Hohenpriester darum, die Entscheidung zu überprüfen und jenen Verurteilten freizulassen, von dem die geringste Gefahr ausgeht. Das aber ist gewiss Ha-Nozri. Nun also? ...

Kaiphas sagte mit leiser, doch fester Stimme, das Synedrion habe den Fall wiederholt geprüft und gebe erneut bekannt, Bar-Rabban befreien zu wollen.

– Wie? Trotz meiner persönlichen Fürsprache? Trotz der Fürsprache eines Mannes, der die römische Macht vertritt? Sag es mir zum dritten Mal, Hoherpriester.

– Ich sage es gern auch dreimal: Wir lassen Bar-Rabban frei –, sagte Kaiphas leise.

Es war vorbei und alles Weitere zwecklos. Ha-Nozri geht fort für immer, und niemand kann mehr die schrecklichen, argen Schmerzen des Statthalters heilen. Gegen sie ist kein Kraut gewachsen, bis auf den Tod. Aber nicht dieser Gedanke erschütterte jetzt Pilatus. Sondern jene unbegreifliche Trostlosigkeit, die er schon dort, auf der Galerie, gespürt hatte, erfüllte auf einmal sein ganzes Wesen. Er versuchte sofort, sich die selbige zu erklären, und seine Erklärung fiel recht merkwürdig aus: Dem Statthalter schwante, er habe es versäumt, dem Verurteilten etwas zu sagen, oder vielleicht ihn etwas sagen zu lassen.

Pilatus verscheuchte diesen Gedanken, und er verflog in einem Moment, so wie er gekommen war. Er verflog, die Trostlosigkeit blieb. Unerklärt. Sollte etwa ein anderer kurzer Gedanke sie ihm erklären – ein Blitz, der erstrahlte und wieder verlosch: »Die Unsterblichkeit ... Die Unsterblichkeit, sie ist da ...« Wesen Unsterblichkeit da war, begriff der Statthalter nicht. Doch ließ ihn diese geheimnisvolle Unsterblichkeit frieren, trotz Sonnenglut.

– Wohlan –, sprach Pilatus, – so möge es sein.

Da schaute er sich um, überblickte die sichtbare Welt und

staunte darob, wie sie sich verwandelt hatte. Fort war jener von schweren Rosen strotzende Strauch. Fort waren jene die obere Gartenterrasse umsäumenden Zypressen. Fort der Granatbaum. Fort die weiße Statue dort im Grünen. Und schließlich auch das Grün selbst – es war fort. Stattdessen strömte so ein purpurner Schlick. Darin wiegten sich Algen, ins Unbekannte getrieben. Und zusammen mit ihnen trieb auch Pilatus dahin. Getragen von würgender, sengender, schrecklichster Wut – der Wut ob der eigenen Machtlosigkeit.

– Es ist alles so eng –, brachte Pilatus hervor, – es ist alles so eng!

Er zerrte mit kalter, feuchter Hand an der Kragenschnalle, sie fiel in den Sand.

– Es ist ja auch schwül. Irgendwo tobt ein Gewitter –, erwiderete Kaiphas, ohne den Blick von des Statthalters rot angelaufem Gesicht abzuwenden. Welche Strapazen stehen noch aus? Wie furchterlich ist der Monat Nisan in diesem Jahr!

– Nein –, sagte Pilatus, – es ist nicht die Schwüle. Mit dir, Kaiphas, erscheint mir alles so eng. – Und, die Lider zusammengekniffen, fügte Pilatus mit einem Grinsen hinzu: – Gib gut auf dich acht, Hoherpriester.

Die dunklen Augen des Hohenpriesters erglänzten. Und nicht schlechter als vor ihm der Statthalter, setzte er eine verwunderte Miene auf.

– Was höre ich da, Statthalter? –, sprach Kaiphas ruhig und stolz. – Du drohst mir nach einem gefällten Urteil, welches du selber bestätigst? Ja, ist es denn wahr? Vom römischen Statthalter sind wir gewohnt, dass er seine Worte sorgfältig wägt, bevor er sie laut verkündet. Nicht, dass uns jemand belauscht, Hege-
mon!

Pilatus blickte den Hohenpriester mit toten Augen an und fletschte die Zähne, als würde er lächeln.

– Was redest du, Hoherpriester! Wer sollte uns hier belauschen? Sehe ich etwa so aus wie jener närrische junge Landstrei-

cher, den wir heute hinrichten lassen? Bin ich ein Knabe, Kaiphas? Weiß ich doch bestens, was ich sage und wo. Umstellt ist der Garten, umstellt der Palast, nicht eine Maus schleicht sich hier ein! Was Maus! Nicht einmal dieser ... wie hieß er doch gleich ... jener aus Kirjath. Kennst du so einen, Hoherpriester? Ja, sollte so jemand sich bei mir einschleichen, er würde es bitter bereuen, das kannst du mir glauben. Von jetzt an, Hoherpriester, sei dir keine Ruhe vergönnt! Weder dir noch deinem Volk –, und Pilatus wies nach links vorne, dorthin, wo in der Höhe der Tempel flammte, – das schwöre ich dir, ich, Pilatus der Pontier, Reiter Goldener Speer!

– Ich weiß, ich weiß! –, erwiderte unerschrocken der dunkelbärtige Kaiphas, und seine Augen blitzten. Er hob die Hand zum Himmel und sagte weiter: – Und das Volk von Judäa weiß, wie sehr du es hasst und wie viel zehrendes Leid du ihm bereitest. Doch kannst du es nicht vollständig vernichten! Gott selbst beschützt es! Es wird uns erhören, es wird uns erhören der allmächtige Caesar und uns bewahren vor dem Verderber Pilatus!

– Nie und nimmer! –, rief Pilatus. Und mit jedem Wort wurde ihm leichter ums Herz: Keine Verstellung mehr, keine bedachtsam gewählten Wörter. – Du hast dich zu oft über mich bei Caesar beschwert. Jetzt ist die Reihe an mir, Kaiphas! Ich werde jetzt eine Botschaft entsenden – nicht an den Stellvertreter in Antiochien und auch nicht nach Rom, sondern direkt nach Caprea, zum Kaiser höchstpersönlich –, eine Botschaft des Inhalts, wie ihr überzeugte Rebellen in Jerschalajim vom Tode verschont. Ich werde Jerschalajim dann etwas anderes kredenzen als Wasser von Salomos Teich, wie ich es ursprünglich zu eurem Nutzen beschlossen hatte! Jawohl, etwas anderes als Wasser! Gedenke, wie ich um eure Willen die Schilder mit kaiserlichen Inschriften von den Wänden entfernen ließ! Die Truppen verlegte! Und schließlich selbst hierherkommen musste, um nachzusehen, was vor sich geht! Gedenke meiner: Nicht eine

Kohorte wirst du in Jerschalajim erblicken, nicht eine, vielmehr die gesamte Legio Fulminata unter den Mauern der Stadt, dazu die Arabischen Reiter. Dann vernimmst du ein gramvolles Zettern und Weheklagen! Dann erinnerst du dich des geretteten Bar-Rabban und bereust es, den Philosophen gehenkt zu haben mit seiner friedlichen Rede!

Das Gesicht des Hohenpriesters wurde von Flecken bedeckt, die Augen brannten. Wie der Statthalter lächelte er mit gefletschten Zähnen und gab zur Antwort:

– Glaubst du, Statthalter, selber dem, was du sagst? Wohl kaum! Denn nein, nicht den Frieden, nicht den Frieden hat uns der Menschenverführer nach Jerschalajim gebracht, und du weißt es genau. Du wolltest ihn deshalb nur freilassen, damit er die Menge verwirrt, die Gebote verspottet und schließlich das Volk euch Römern ans Messer liefert! Doch ich, der Hohepriester von Judäa, will, solange ich lebe, die Gebote vor Lästerung schützen und das Volk hüten! Hörst du, Pilatus? – Da hob Kaiphas drohend die Hand: – Höre nur hin, Statthalter!

Kaiphas schwieg. Und der Statthalter vernahm schon wieder eine Art Meeresrauschen, das an die Mauern des Gartens von Herodes dem Großen herangerollt kam. Dieses Rauschen kroch von unten empor, zu des Statthalters Sohlen und bis ans Gesicht. Im Rücken jedoch, hinter den Flügeln des Palastes, dröhnten besorgte Drommetensignale, knarrten viel hundert schwere Schritte, schepperte Eisen. Und der Statthalter wusste sogleich: Es ist das römische Fußvolk, das, seinem Befehl gehorchend, sich aufmacht und losmarschiert zu dieser für alle Rebellen und Räuber so schrecklichen Todesparade.

– Hörst du es, Statthalter? –, wiederholte leise der Hohepriester. – Du wirst mir doch nicht erzählen: Das alles hier –, und der Hohepriester hob beide Arme, worauf ihm die dunkle Kapuze vom Haupt glitt, – sei zu Ehren des elenden Räubers Bar-Rabban?

Der Statthalter wischte sich mit der Außenseite der Hand die

feuchte und kalte Stirn, blickte zur Erde, dann, geblendet, zum Himmel und sah: Die glühende Kugel stand beinahe schon über seinem Kopf, und Kaiphas' Schatten lag zusammengeschrumpelt am Löwenschweif. Und leise und gleichgültig sprach er:

– Es geht auf den Mittag zu. Wir haben uns von den Worten treiben lassen. Und sollten stattdessen handeln.

In vornehmen Ausdrücken entschuldigte er sich beim Hohenpriester und bat ihn, es sich vorerst dort auf der Bank, unter den Magnolien bequem zu machen. Er aber ließe inzwischen die anderen Personen zu der letzten und kurzen Besprechung rufen und darüber hinaus noch etwas bezüglich der Hinrichtung anordnen.

Kaiphas verbeugte sich höflich, die Hand aufs Herz gelegt, und blieb im Garten. Pilatus aber kehrte zurück zur Galerie. Da befahl er dem Sekretär, der seiner harrte, den Legaten der Legion, den Tribun der Kohorte, die beiden Mitglieder des Synedrions sowie den Leiter der Tempelwache in den Garten zu bitten, die auf der unteren Terrasse in der runden Laube am Brunnen gewartet hatten. Pilatus fügte hinzu, er würde gleich selbst in den Garten kommen, und entfernte sich in das Innere des Palastes.

Der Sekretär berief die Versammlung ein. Der Statthalter aber empfing in einem von der Sonne abgeschirmten Raum jemanden, dessen halbes Gesicht eine Kapuze verdeckte – und das, obwohl ihm die Strahlen hier kaum etwas anhaben konnten. Die Unterredung war denkbar kurz. Der Statthalter sagte zu dem Mann ein paar leise Worte, worauf jener wegging. Pilatus jedoch schritt durch die Säulenhalle geradewegs in den Garten.

Dort verkündete er trocken und feierlich in Gegenwart aller, die er zu sehen gewünscht hatte, er bestätige das Todesurteil über Jeschua Ha-Nozri, und erkundigte sich bei den Mitgliedern des Synedrions, welchen der Missetäter sie am Leben zu lassen gedachten. Als er die Antwort »Bar-Rabban« hörte, sagte der Statthalter:

– Bestens –, und befahl dem Sekretär, das Ergebnis sofort zu protokollieren. Seine Hand schloss sich fest um die Schnalle, die der Sekretär vom Sand aufgehoben hatte, und würdevoll sprach er: – Nun denn, es ist Zeit!

Da begaben sich alle Anwesenden über die breiten marmornen Stufen nach unten, vorbei an den rosenbewachsenen Wänden, die einen betäubenden Duft verströmten, stiegen tiefer und tiefer hinab – zur Palastmauer, zum Tor, das auf einen großen, glatt bepflasterten Vorplatz führte, an dessen Ende die Säulen und Statuen der Jerschalajimer Rennbahn zu sehen waren.

Sobald man den Garten verließ, auf den Vorplatz kam und die ausladende steinerne Tribüne betrat, die sich darüber erhob, überblickte Pilatus mit zusammengekniffenen Lidern die Lage. Die Fläche, die er soeben passiert hatte – von der Palastmauer bis zur Tribüne –, blieb leer. Diejenige vor ihm war von der Menge verschluckt worden, die gewiss auch die Tribüne samt dem freigeräumten Bereich geflutet hätte, wäre da nicht die dreifache Reihe der Sebaster Soldaten zur Linken und der Ituräischen Hilfskohorte zur Rechten gewesen.

Also: Pilatus bestieg die Tribüne. Seine Faust um die Kragenschnalle gepresst. Die Augen zwei dünne Schlitze. Wegen der sengenden Sonne? – Nein. Bloß die Todgeweihten nicht sehen, die gleich nach ihm auf die Tribüne hinaufgeführt werden.

Kaum hatte sich das weiße Gewand mit den purpurnen Borten in der Höhe gezeigt – auf dem Felsenriff inmitten des menschlichen Meeres –, schlug dem nichts sehenden Pilatus eine tönende Woge ins Ohr: »Ga-a-a-ah ...« Sie begann verhalten, nahm ihren Lauf irgendwo ferne, am Hippodrom, immer bedrohlicher brodelnd, hielt ein paar Sekunden lang an, um dann abzuflauen. »Sie haben mich gesehen«, dachte der Statthalter. Die Woge war noch nicht völlig verebbt, da fing sie schon wieder zu schäumen an, wuchs, sich wiegend, über die erste hinaus, und auf ihr, dieser zweiten Woge, schwoll, wie Gischt

auf der Meeresflut, Gepfiff und beizeiten auch vom Gebraus unterscheidbares Weiberweinen. »Jetzt werden sie auf die Tribüne geführt ...«, dachte Pilatus, »... und das Weinen röhrt wohl daher, dass einige Frauen zerdrückt wurden, als der Pöbel nach vorne geströmt war.«

Er ließ eine Weile verstreichen, denn er wusste: Keine Gewalt bringt die Menge zum Schweigen, wenn sie nicht selbst alles herauslässt, was sich in ihr angestaut hat, und sich von allein beruhigt.

Und als dieser Augenblick kam, schleuderte der Statthalter seinen rechten Arm hoch hinaus, und sogleich wurde auch das letzte Geräusch von der Menge fortgefegt.

Dann sog Pilatus, so viel er konnte, heiße Luft in die Brust ein und schrie, und seine gebrochene Stimme trieb über tausend Köpfe hinweg:

– Im Namen des Kaisers! ...

Da schlug ihm einige Male ein stählernes, abgehacktes Schreien entgegen – in den Kohorten warfen Soldaten Speere und Feldzeichen in die Luft und brüllten grauenerregend:

– Hoch lebe der Kaiser!!

Pilatus hob seinen Kopf und rammte ihn gegen die Sonne. Unter den Lidern waren plötzlich grüne Flammen entfacht. Davor brannte das Hirn. Und schon schwirrten über die Menge heisere aramäische Wörter:

– Vier Missetäter wurden in Jerschalajim wegen Mordes, Anstiftung zur Rebellion sowie Verspottung des Glaubens und der Gebote ergriffen und zum Tode verurteilt: Sie sollen schmachvoll an die Pfähle gehängt werden! Und das geschieht gleich! Auf dem Kahlen Berg! Die Namen der Missetäter sind: Dysmas, Gestas, Bar-Rabban und Ha-Nozri. Da stehen sie vor euch!

Pilatus wies mit der Hand nach rechts, ohne irgendwelche Missetäter zu sehen, doch er wusste: Sie befinden sich dort, an dem Platz, an dem sie sich zu befinden haben.

Die Menge antwortete mit angehaltenem Laut – ihrem Aus-

druck von Verwunderung oder Erleichterung. Als dieser erlosch, setzte Pilatus fort:

– Doch hingerichtet werden von ihnen nur drei. Dem Gesetz und dem Brauch entsprechend, wird der großmütige Kaiser einem dieser Verurteilten – auf Empfehlung des Kleinen Syndrions und nach Prüfung seitens der römischen Macht – zu Ehren des Pessach-Festes sein erbärmliches Leben schenken!

Pilatus stieß die Worte heraus, und zur Ablösung des brausenden Tons nahte eine gewaltige Stille. Kein Hauch. Kein Ton. Rings alles vergangen. Die verhasste Stadt ausgestorben. Nur er allein steht noch da. Angesengt von den steilen Strahlen. Das Antlitz gen Himmel gestemmt. Pilatus ließ die Stille nicht gleich wieder los, dann aber schrie er:

– Der Name dessen, der jetzt vor euch die Freiheit erlangt ...

Er schwieg noch einmal, hielt den Namen zurück. War denn wirklich alles gesagt? Er wusste: Die ausgestorbene Stadt erwacht zum Leben, sobald der Name des Glücklichen fällt. Kein weiteres Wort findet Erhörung.

»War das alles?«, flüsterte Pilatus sich lautlos zu. »Ja, alles. Der Name!«

Und da rief er und rollte den Buchstaben »r« über die schweigende Stadt:

– ... ist Bar-Rabban!

Und schallend zerbarst die Sonne. Und überflutete seine Ohren mit Glut. Und in dieser Glut brodelten wild durcheinander: Gebrüll, Gekreisch, Gestöhnen, Gelächter, Gepfiff.

Pilatus drehte sich um. Schritt über die Tribüne zur Treppe zurück. Sah nichts – bis auf die bunten Quadrate des Teppichs unter dem Fuß, um nicht hinzufallen. Und wusste: Hinter seinem Rücken regnet es jetzt auf die Tribüne bronzenen Münzen und Feigen. In der grölenden Menge zerdrückt jetzt einer den anderen, klettert auf seines Nächsten Schultern, nur um mit eigenen Augen das Wunder bestaunen zu dürfen: Den Menschen, der – schon vom Tode ergriffen – sich dem Griff des Todes ent-

riss! Legionäre lösen ihm jetzt die Fesseln. Fügen den Armen, die bei Verhören verrenkt, scharfe Schmerzen zu. Ächzend verzieht er jetzt das Gesicht und lächelt dennoch – stumpfsinnig, irre.

Er wusste: Gleichzeitig führt die Eskorte jetzt an die seithichen Stufen die drei mit den gebundenen Händen – bereitgemacht für den Weg nach Westen, hinaus aus der Stadt, zum Kahlen Berg. Erst nachdem er die Tribüne verlassen hatte – in deren Etappe –, öffnete Pilatus die Augen, der Gefahr entronnen: Die Verurteilten waren nun außer Sicht.

Zum Geheul der Menge, die sich mählich beruhigte, kamen deutlich vernehmbare, gellende Stimmen der Rufer hinzu. Sie wiederholten auf Aramäisch oder auf Griechisch, was der Statthalter von der Tribüne verkündet hatte. Dann drang an sein Ohr klapperndes, scharrendes Pferdegetrappel und eine Trompete, die rasch etwas Heiteres kläffte. In der Straße vom Marktplatz zum Hippodrom wurden diese Geräusche von allen Dächern mit bohrenden Pfiffen und warnenden Schreien der Knaben beantwortet.

Ein Soldat, der einsam auf der geräumten Fläche stand und ein Feldzeichen hielt, winkte damit voller Unruhe, dass der Statthalter, der Legat, der Sekretär und die Eskorte erstarrten.

Die Reiterala, in immer rasanterem Trab, sprengte zum Platz, um diesen am Rande zu streifen. Den Menschenhaufen meidend, ritt sie die Gasse entlang unter der steinernen, weinlaubbewachsenen Mauer – auf dem kürzesten Weg zum Kahlen Berg.

Der Hauptmann der Ala, ein Syrer – klein wie ein Knabe, mulattenbraun – sauste vorbei an Pilatus, rief ihm mit spitzer Stimme etwas zu und zog das Schwert aus der Scheide. Sein zorniges, schwarzes, schweißnasses Tier wich erschrocken zurück, bäumte sich auf. Da steckte der Hauptmann das Schwert wieder ein, versetzte dem Pferd einen Hieb auf den Hals, ließ es wieder geradeaus laufen und ritt durch die Gasse, in Galopp fallend.

Und ihm nach, in drei Reihen, eilten Reiter, staubige Wolken aufwirbelnd. Schwerelos zuckten die Bambuspiken. Am Statthalter zogen Gesichter vorüber, die unter dem weißen Turban besonders dunkel erschienen und fröhlich die Zähne fletschten.

Eine Säule von Staub bis zum Himmel hebend, hetzte die Ala die Gasse hinauf. Und als Letzter ritt vorbei an Pilatus ein Soldat, hinter dessen Rücken im Sonnenlicht eine Trompete flammte.

Pilatus schützte sich vor dem Staub, runzelte unzufrieden die Stirn und schritt weiter zum Tor des Palastgartens, gefolgt vom Legaten, dem Sekretär und seiner Eskorte.

Es war um die zehnte Stunde des Morgens.

Kapitel 3

Der siebte Beweis

– Ja, es war um die zehnte Stunde des Morgens, verehrter Iwan Nikolajewitsch –, sagte der Professor.

Der Dichter strich sich über die Stirn, wie jemand, der eben erst zu sich kommt, und stellte fest: Auf dem Square war es Abend.

Das Wasser im Teich wurde schwarz. Darin flitzte bereits so ein leichtes Bötchen mit Paddelgeplätscher und Mädelgetschilpe. In den Alleen, an den Bänken zeigten sich Leute. Doch wie es der Zufall so wollte: nur auf den anderen Seiten des Quadrats, just nicht auf jener, wo sich unsre Freunde befanden.

Der Moskauer Himmel schien wie gebleicht, und ganz deutlich war in der Höhe der Vollmond zu sehen – noch nicht von goldener, sondern von weißer Farbe. Das Atmen fiel wesentlich leichter, und die Stimmen unter den Linden klangen jetzt weicher und abendlicher.

»Wieso merke ich nicht, wie der sich eine ganze Geschichte zusammenspinnt? ...«, dachte Besdomny verblüfft. »Ist ja schon Abend! Aber vielleicht hat der das auch gar nicht erzählt? Vielleicht bin ich bloß eingepennt und hab's geträumt?«

Dennoch ist eher anzunehmen, dass es der Professor erzählt hat. Sonst müsste man nämlich vermuten, Berlioz hätte daselbe geträumt, denn er sagte etwas und sah dabei dem Fremden aufmerksam in die Augen:

– Ihr Bericht, Professor, ist hochgradig interessant, auch wenn er sich gar nicht mit den Evangelien deckt.

– Na, na, na! –, erwiderte der Professor mit gönnerhaftem Lächeln, – Sie wissen doch besser als ich, was von den Evangelienberichten im historischen Sinne zu halten sei! Fangen wir also gar nicht erst an, die Bibel als eine geschichtliche Quelle zu sehen, sonst … – Er lächelte wieder und Berlioz stockte mitten im Satz, hatte er doch zu Besdomny buchstäblich dasselbe gesagt, als sie zusammen über die Bronnaja zum Patriarchenteich marschiert waren.

– Das stimmt allerdings –, pflichtete Berlioz bei, – doch ich fürchte, was Sie uns soeben erzählt haben, wird gleichfalls niemand bestätigen können.

– Aber ja, wird bestätigen können –, versetzte in plötzlich gebrochenem Russisch der Professor und klang dabei recht überzeugend. Und auf einmal winkte er die Freunde geheimnisvoll zu sich heran.

Sie rückten von beiden Seiten näher, und er sprach, diesmal ohne jeden Akzent, der sich aberwitzigerweise mal zeigte, mal wieder verschwand:

– Immerhin –, der Professor blickte sich ängstlich um und redete im Flüsterton weiter, – war ich selber dabei. Auf der Gallerie bei Pontius Pilatus, im Garten, als er sich mit Kaiphas unterhielt, und auch dort, auf der Tribüne. Natürlich nur insgeheim, gewissermaßen inkognito. Also – niemandem weitersagen! Das bleibt ganz unter uns! … Tsst!

Da wurde es still, und Berlioz erblasste.

– Sie … sind schon lange in Moskau? –, fragte er mit zitteriger Stimme.

– Ich bin doch gerade erst angekommen –, antwortete der Professor zerstreut. Und erst jetzt fiel es den Freunden ein, ihm einmal ordentlich in die Augen zu sehen, um festzustellen, dass sein linkes, grünes komplett verrückt war, das rechte hohl, schwarz und tot.

»Na prima! Da klärt sich doch glatt alles auf!«, dachte Berlioz sichtlich verwirrt. »Ein Irrer aus Deutschland. Oder aber:

Er ist soeben hier – am Patriarchenteich – übergeschnappt. Eine schöne Bescherung!«

Ja, in der Tat, alles klärte sich auf – das mehr als befremdliche Frühstück mit dem verstorbenen Philosophen Kant, die närrischen Reden von Annuschka und dem Sonnenblumenöl, die Prophezeiung vom abgeschnittenen Kopf und der ganze Rest: Der Professor ist halt ein Verrückter.

Berlioz wusste auch gleich, was zu tun war. Er lehnte sich auf der Bank zurück und begann, hinter dem Rücken des Professors Besdomny zuzuzwinkern, nach dem Motto: Bloß nicht widersprechen! Doch der verdatterte Dichter verstand die Signale nicht.

– Aber ja, aber ja –, beeilte sich Berlioz, – das ist alles möglich! ... Sogar sehr gut möglich! ... Das mit Pontius Pilatus und der Galerie und überhaupt ... Sind Sie allein hergereist oder mit Ihrer Frau Gemahlin?

– Allein, allein, ich bin immer allein –, sagte schwermüdig der Gelehrte.

– Und Ihre Sachen, Professor? –, fragte Berlioz schmeicheltrisch. – Im *Metropol*? Wo sind Sie denn abgestiegen?

– Ich? Nirgends –, erwiderte der idiotische Deutsche, während sein grünes Auge in wildem Trübsinn über den Patriarchenteich jagte.

– Wie? Und ... wo gedenken Sie unterzukommen?

– In Ihrer Wohnung –, sprach der Verrückte unverschämt und mit einem Zwinkern.

– Ich ... bin natürlich hocherfreut –, murmelte Berlioz, – doch es wäre für Sie nicht gerade bequem ... Wogegen die Zimmer im *Metropol* wirklich hervorragend sind. Muss sagen: Es ist ein Hotel erster Klasse ...

– Und den Teufel, den gibt es auch nicht? –, erkundigte sich, plötzlich belustigt, der Kranke bei Iwan Nikolajewitsch.

– Den Teufel? ...

– Bloß nicht widersprechen! –, hauchte Berlioz, über den Rücken des Professors gekippt und Grimassen schneidend.

– Worauf Sie Gift nehmen können! –, rief Iwan Nikolajewitsch genau das Falsche, ganz durcheinander von all dem Mumpitz. – Was 'ne Plage! Hören Sie endlich auf, verrückt zu spielen!

Da prustete der Wahnsinnige derart los, dass sogar aus der Linde, die über den Köpfen der Sitzenden wuchs, ein Spatz ge- flattert kam.

– Das wird ja immer besser mit Ihnen –, feixte der Professor, von Lachkrämpfen geschüttelt. – Wonach man auch fragt, es ist gar nicht da! – Er hörte schlagartig auf zu lachen und verfiel (was bei Geistesgestörten nicht unüblich ist) in das gegenteilige Extrem, indem er gereizt und verärgert quäkte: – Es gibt ihn also nicht, kein bisschen, wie?

– Ist ja gut, ist ja gut, Professor –, raunte Berlioz, um den Kranken nicht unnötig aufzuregen. – Sie bleiben hier einen Moment lang sitzen, mit dem Genossen Besdomny. Ich flitze nur eben zur Straßenecke, hänge mich kurz an die Strippe, und dann begleiten wir Sie, wo auch immer Sie hinwollen. Man hat sich hier nämlich bald verlaufen ...

Berlioz' Plan verdient alle Achtung: Zur nächsten Telefonzelle rennen. Das Ausländeramt benachrichtigen. Ein herge reister Sachverständiger sitzt auf dem Square. Offenbar geistig verwirrt. Also dringend was unternehmen. Sonst nimmt dieses ganze Kuddelmuddel noch eine höchst unerfreuliche Wendung.

– Anrufen? Nun, warum nicht ... –, stimmte der Kranke ihm traurig zu und bat plötzlich voller Inbrunst: – Doch zum Abschied flehe ich Sie an: Glauben Sie wenigstens an den Teufel! Mehr kann ich auch gar nicht verlangen. Schließlich existiert dafür ein siebter Beweis, der ist hieb- und stichfest! Und soll Ihnen gleich präsentiert werden.

– Gewiss, gewiss –, sagte Berlioz mit gekünstelter Sanftheit, zwinkerte dem missmutigen Dichter zu, der vom Gedanken, den närrischen Deutschen hüten zu müssen, so gar nicht ange-

tan war, und eilte zum Ausgang Ecke Bronnaja und Jermolajew-ski-Gasse.

Der Professor aber lebte förmlich auf, sein Trübsinn wich.

– Michail Alexandrowitsch! –, rief er Berlioz nach.

Jener zuckte zusammen, wandte den Kopf, doch beschwichtigte sich mit dem Gedanken, der Professor kenne auch seinen Namen aus irgendwelchen Zeitungen. Der Professor indes schrie, die Hände zum Sprachrohr gelegt:

– Wenn's beliebt, lass ich alsbald ein Telegramm aufsetzen!
An Ihren Herrn Onkel in Kiew!

Und wieder durchfuhr es Berlioz. Woher weiß der Verrückte vom Kiewer Onkel? Davon steht mit ziemlicher Sicherheit nichts in der Zeitung. Sieh an, sieh an! Hat Besdomny womöglich doch recht! Was, wenn die Papiere getürkt sind? So ein bizarre Subjekt aber auch ... Es melden, es melden! Es schleunigst melden! Sollen die ihn gefälligst durchleuchten!

Und ohne ihm ferner sein Ohr zu leihen, rannte Berlioz weiter.

Aber just vor dem Ausgang zur Bronnaja verließ jetzt die Bank und schlenderte geradewegs auf den Redakteur zu – haargenau jener Kerl, der sich vorhin, bei Sonnenlicht, aus der fettigen Schwüle geformt hatte.

Nur dass er jetzt nicht mehr aus Luft war, vielmehr normal, leibhaftig. In der beginnenden Abenddämmerung konnte Berlioz deutlich erkennen: Schnurrbart wie Hühnerfedern. Kleine Augen hämisch und halb besoffen. Karierte Hose viel zu weit hochgezogen. Freier Blick auf schmutzige weiße Socken.

Michail Alexandrowitsch preschte so richtig zurück, aber tröstete sich mit der Erklärung: Alles nur purer Zufall! Und überhaupt der falsche Zeitpunkt, dem nachzusinnen.

– Der Herr suchen das Tourniquet? –, erkundigte sich mit angeknackstem Tenor der karierte Typ. – Bitte hier rüber! Und schon sind Sie da, wo S' hin müssen! Eigentlich könnten S' für den Tipp auch was springen lassen ... Aufs Wohl des ehemali-

gen Kirchenchorleiters! –, und die fratzenschneidende Kreatur zog mit Schwung ihren Reitercap.

Berlioz ließ den albernen Kirchenchorleiter schnorren und schwatzen, eilte zum Tourniquet und griff danach mit der Hand. Kaum hatte er es gedreht, um hindurchzugelangen, als ihm weißes und grellrotes Licht in die Augen schlug: Aus einem gläsernen Kasten strahlte die Meldung »Tram fährt ein!«.

Da raste die Tram auch wirklich heran, auf der neugebauten Linie von der Jermolajewski in die Bronnaja einbiegend. Nach der Kurve, auf der geraden Strecke, wurde sie plötzlich von innen elektrisch erleuchtet – brüllte und brauste los.

Der umsichtige Berlioz hatte zwar sicher gestanden, doch entschloss er sich, hinter das Drehkreuz zu treten, erfasste den Holm mit der Hand und tat einen Schritt zurück. Da glitt seine Hand unversehens ab und riss sich frei, der Fuß aber rutschte – wie auf Eis – unaufhaltsam über das Pflaster fort und schlitterte schräg auf die Fahrbahn zu, der andere Fuß wurde hochgeschleudert, und Berlioz landete auf den Schienen.

Er versuchte, sich irgendwie festzuhalten, und fiel auf den Rücken. Sein Hinterkopf prallte nicht allzu fest gegen die Steine. Und über sich konnte er in der Höhe – war das nun rechts oder links? – den vergoldeten Vollmond erkennen. Er schaffte es eben noch auf die Seite, wobei er die Knie mit äußerster Kraft an den Bauch stieß, und sah das ungestüm näher rückende, ganz und gar schreckensbleiche Gesicht der Wagenführerin samt ihrer hellroten Komsomolzenbinde. Kein Schrei kam aus Berlioz Kehle gedrungen, doch rings um ihn her kreischte bestürzt mit zahllosen weiblichen Stimmen die Straße. Die Fahrerin zog die elektrische Bremse. Der Wagen duckte sich, hob wieder ab – und dröhrend und klirrend zerplatzten die Scheiben. Und jemand in Berlioz' Hirn rief verzweifelt: »Nanu? ...« Und wieder, zum letzten Mal, blinkte der Mond, bereits in Stücke zerberstend. Dann aber wurde es zappenduster.

Die Tram hatte Berlioz überrollt. Und an den Zaun der Pa-

triarchenallee kullerte über das schräge Pflaster ein dunkles, rundes Objekt. Dort sprang es zurück und hopste weiter, die Bronnaja-Straße entlang.

Das war der abgeschnittene Kopf von Berlioz.

Kapitel 4

Die Verfolgung

Die hysterischen Frauenschreie waren verholt, die bohrenden Pfiffe der Miliz hatten ausgeschrillt, die beiden Rettungswagen sich fortbewegt – der eine mit dem kopflosen Körper und dem abgeschnittenen Kopf Richtung Leichenhalle, der andere mit der von Glassplittern verletzten bildhübschen Wagenführerin. Die Straßenkehrer in weißen Schürzen räumten die Scherben weg und streuten Sand auf die Blutlachen. Während Iwan Nikolajewitsch, ohne das Tourniquet erreicht zu haben, rücklings auf die Bank fiel und in dieser Lage verharrte.

Einige Male versuchte er aufzustehen, doch seine Füße gehorchten ihm nicht – Besdomny erfuhr eine Art Lähmung.

Der Dichter hatte das Gezeter gehört, war zum Tourniquet gestürzt und daselbst Zeuge des über die Pflastersteine hüpfenden Kopfes geworden. Von all dem nun ganz aus der Fassung gebracht, warf er sich auf die Bank und biss sich die Hand blutig. An den verrückten Deutschen dachte er verständlicherweise nicht mehr, fragte sich, wie ist das möglich: Eben redest du noch mit Berlioz und plötzlich – ein Kopf ...

Auf der Allee eilten ratlose Menschen am Dichter vorbei und jammerten, aber Iwan Nikolajewitsch nahm ihre Worte nicht wahr.

Doch plötzlich stießen gleich neben ihm zwei Tanten zusammen. Die eine, mit spitzer Nase und offenem Haar, rief direkt über seinem Ohr der anderen zu:

– Annuschka, unsere Annuschka! Die vom Gartenring! Alles nur ihr Werk! Holt sich vom Laden Sonn’blumenöl. Eine Li-

terflasche. Und haut sie dort am Drehkreuz kaputt! Ihr ganzer Rock ist hinüber ... Was hat die sich schwarzgeärgert! Und der Ärmste, der ist doch glatt ausgerutscht und kam vor die Gleise gebrettert ...

Von allem, was die Tante gerufen hatte, drang in Iwan Nikolajewitschs arg zerrüttetes Hirn nur ein einziges Wort: »Annuschka«...

– Annuschka ... Annuschka? ... –, brummte der Dichter und sah sich unruhig um. – Momentchen, Momentchen, ich darf doch sehr bitten ...

Am Wort »Annuschka« klebten noch weitere Wörter, wie »Sonn'blumenöl« und – warum auch immer – »Pontius Pilatus«. Letzteren verwarf der Dichter sofort und begann, den Faden von »Annuschka« her zu spinnen. Und dieser Faden war schnellstens geknüpft und führte schnurstracks zum verrückten Professor.

Mit Verlaub! Sagte er nicht, die Besprechung fällt aus, weil Annuschka Sonnenblumenöl verschüttet hat? Und – da schau her! – sie ist ausgefallen! Doch nicht genug: Er sagte geradewegs heraus, eine Frau wird Berlioz den Kopf abschneiden! Nicht wahr, nicht wahr? Und die Wagenführerin *ist* eine Frau! Ja, wie erklärt sich denn das, meine Herren?!

Aber sicher: Der geheimnisvolle Sachverständige hatte im Voraus den gesamten Verlauf von Berlioz' schrecklichem Tod gekannt. Nun durchfuhren den Dichter zwei Gedanken. Ersstens: »Der ist überhaupt kein Verrückter! Alles Kokolores!«, und zweitens: »Hat er das alles etwa selbst eingefädelt?!!«

Aber, gestatten Sie mir die Frage: Wie ist das möglich?!

– Nein, nicht mit mir! Wir finden's gleich raus!

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung gelang es Iwan Nikolajewitsch, die Bank zu verlassen. Und er rannte dorthin zurück, wo er mit dem Professor gesprochen hatte. Zum Glück war dieser immer noch dort.

Auf der Bronnaja brannten bereits die Lichter, über dem Pa-

triarchenteich strahlte ein goldener Mond, und in diesem stets trügerischen Mondlicht erschaute Iwan Nikolajewitsch: Der Fremde steht da und hält unter seinem Arm keinen Spazierstock, vielmehr ein Rapier.

An Iwan Nikolajewitschs Platz saß nunmehr die Nervensäge von Kirchenchorleiter. Mit läppischem Zwicker auf der Nase. Ein Glas fehlte komplett, während das andere einen Sprung aufwies. Dadurch sah der Karierte noch scheußlicher aus, als zu dem Zeitpunkt, da er Berlioz den Weg zu den Schienen gezeigt hatte.

Mit frierendem Herzen näherte sich Iwan dem Professor, blickte ihm ins Gesicht und stellte fest: Keine Spur von Verrücktheit – weder vorhin noch jetzt.

– Los, wer sind Sie? –, fragte Iwan dumpf.

Der Ausländer plusterte sich auf, starrte, als würde er ihn zum ersten Mal sehen, und versetzte harsch:

– Nix verstehn Russisch ...

– Die verstehen nix! –, mischte sich von der Bank aus der Chorleiter ein, obwohl ihn niemand gebeten hatte, die Worte des Fremden zu kommentieren.

– Nur keine Spielchen! –, sprach Iwan voller Zorn und mit eisigem Gefühl in der Herzgegend. – Gerade noch haben Sie ziemlich fließend Russisch geredet. Sie sind kein Deutscher und kein Professor! Sie sind ein Mörder und ein Spion! Papiere! –, brüllte Iwan wütend.

Da verzog der mysteriöse Professor angewidert seinen ohnehin krummen Mund und zuckte die Achseln.

– He, Sie! –, fiel der eklige Kirchenchorleiter schon wieder ein. – Sie belästigen einen Touristen! Bitte dies gütigst zu unterlassen! Wird neuerdings strengstens geahndet! – Während der dubiose Professor eine verächtliche Miene aufsetzte, sich umdrehte und ging.

Iwan merkte, die Sache geriet aus dem Ruder. Keuchend wandte er sich an den Kirchenchorleiter:

– Sie da! Helfen Sie mir, einen Verbrecher zu fangen! Sie müssen, Sie müssen!

Der Kirchenchorleiter wurde putzmunter, sprang auf und krakeelte:

– Welcher ist der Verbrecher? Halt, hiergeblieben! Ein ausländischer Verbrecher? –, die Äuglein des Chorleiters hasteten fröhlich umher. – Der da? Also, wenn's ein Verbrecher ist, dann heißt's »Mordio!« schreien – sonst is' er ab durch die Mitte! Kommen Sie – u-u-u-nd! ... –, der Chorleiter riss sein Maul auf.

Der vor den Kopf gestoßene Iwan folgte dem Rat des Schelms und rief »Mordio!«, doch der Chorleiter hatte ihn bloß veräppelt, rief gar nichts.

Iwans einsamer heiserer Schrei zeigte nur wenig Wirkung. Zwei Frauenzimmer wichen zurück, und er hörte das Wort »ein Besoffener«.

– Ah! Du steckst wohl mit ihm unter einer Decke! –, schrie Iwan erbost. – Willst mich wohl verschaukeln, wie? Aus dem Weg!

Iwan scherte nach rechts aus, und – siehe da! – auch der Chorleiter hüpfte nach rechts! Iwan – nach links, und der Sauhund gleichfalls!

– So, so! Dann läufst du mir vor die Füße! –, brüllte Iwan, außer sich gebracht. – Na, warte, Bürschchen! Du kommst gleich mit aufs Revier!

Er versuchte, die Kanaille am Ärmel zu packen und griff daneben. Der Kirchenchorleiter war wie vom Erdboden verschluckt. Iwan schnappte förmlich nach Luft. Er blickte vor sich und sah den verhassten Fremden. Dieser schritt schon zum Ausgang Patriarchengasse. Und zwar keineswegs allein, sondern mit dem mehr als zweifelhaften Chorleiter an seiner Seite! Aber nicht genug: Als Dritter in dieser Clique – weiß der Geier, wo hergekommen! – marschierte ein riesiges Katervieh. Fett wie ein Mastschwein. Schwarz wie Pech und Raben zusammen. Und mit kessem Husarenschnauzer. Schon bogen die drei in die Gasse ein. (Der Kater lief auf den Hinterpfoten.)

Iwan stürzte den Halunken nach und erkannte sofort, wie schwierig es sein würde, sie einzuholen.

Das flotte Dreigespann hatte die Gasse im Nu passiert und gelangte zur Spiridonowka. Und wie sehr sich Iwan auch bemühte, einen Schritt zuzulegen – der Abstand zwischen den Verfolgten und ihm verringerte sich kein Stück. Iwan konnte nicht einmal verschnaufen, als er, nach der stillen Spiridonowka, prompt am Nikitski-Tor stand, wo sich die Situation zum Schlechten hin wandte. Hier war ein Gedrängel. Er rempelte jemanden an. Wurde gerüffelt. Währenddessen sich die üble Bande entschlossen hatte, einen altbewährten Gaunertrick anzuwenden und auseinanderzulaufen.

Der Kirchenchorleiter schmiss sich mit phänomenalem Geschick in den fahrenden Omnibus Richtung Arbat-Platz und düste davon. Weil dieser ihm nun durch die Lappen ging, knöpfte sich Iwan den Kater vor und konnte beobachten, wie das erstaunliche Biest auf die Plattform der Trambahn A zugegangen, die an der Haltestelle gewartet hatte, rotzfrech eine piepsende Dame zurückstieß, sich am Geländer festklammerte und sogar den Versuch unternahm, durchs Fenster (das wegen der furchtbaren Hitze offen stand) der Schaffnerin Kupfergeld zuzustecken.

Das Treiben des Katers überraschte Iwan so sehr, dass er wie versteinert am Gewürzlädchen an der Ecke stehen blieb. Doch nun wurde er, und zwar noch viel mehr, vom Verhalten der Schaffnerin niedergeschmettert. Diese brauchte den hochkletternden Kater nur zu erblicken, um sogleich in einem Sturm von Entrüstung, der sie förmlich erbebten ließ, loszubrüllen:

– Kater raus! Mit dem Kater raus! Husch, husch! Sonst rufe ich die Miliz!

Weder die Schaffnerin noch die Fahrgäste erkannten den Kern des Problems: Dass ein Kater in die Trambahn steigt, sei geschenkt, aber dass er dann auch noch zahlen will!

Das Tier erwies sich als solvent und artig zugleich. Schon

nach der ersten Ermahnung seitens der Schaffnerin unternahm es keine weiteren Vorstöße mehr, hopste vom Trittbrett, hockte sich hin und rieb das Geldstück an seinem Schnauzer. Sobald sie jedoch an der Schnur zog, worauf der Wagen ins Rollen kam, verhielt sich der Kater wie alle, die – selbst hinauskomplimentiert – dennoch partout mitfahren wollen: Er ließ die drei Wagen an sich vorbei, sprang auf die Stoßstange des letzten auf, ergriff mit der Pfote irgendein dickes Kabel, das aus der Wand heraushing, und zischte fort. Mit derlei Manöver hatte er sich tatsächlich die Karte gespart!

Abgelenkt durch das elende Viech, hätte Iwan um ein Haar auch den Wichtigsten von den dreien verloren – den Professor selbst. Doch zum Glück war dieser noch nicht getürmt. Iwan erblickte das graue Barett im Getümmel am Anfang der Großen Nikitskaja, seit Neuestem Herzen-Straße. Im Handumdrehen kam auch Iwan dort an. Nur ohne Erfolg. Der Dichter spuckte sich, nahm die Beine unter den Arm, schubste so manchen Passanten, aber näherte sich dem Professor kein Stück.

Bei aller Verstörtheit staunte Iwan nicht schlecht über das schier unglaubliche Tempo der ganzen Verfolgung. Es waren noch keine zwanzig Sekunden vergangen, als er, soeben noch am Nikitski-Tor, bereits von den Lichtern des Arbat-Platzes geblendet wurde. Weitere paar Sekunden – ein finsterer Seitenweg mit krummen Trottoirs, wo Iwan Nikolajewitsch hinknallte und sein Knie aufschlug. Und wieder eine erleuchtete Hauptstraße – die Kropotkinskaja –, dann eine Gasse, dann die Ostoschenka, dann noch eine Gasse, trostlos, verödet und schwach erhellte. Hier endlich verlor Iwan Nikolajewitsch denjenigen aus dem Blick, um den es ihm so sehr ging. Der Professor war verschwunden.

Iwan Nikolajewitsch wurde konfus, aber nur kurz, denn plötzlich wusste er, dass der Professor natürlich nur im Haus Nr. 13 sein konnte, und daselbst nirgends sonst als in der Wohnung 47.

Nachdem er durch den Hauseingang hereingestürzt war, sauste Iwan Nikolajewitsch hoch, zur ersten Etage, fand augenblicklich die besagte Wohnung und klingelte hastig. Es dauerte nicht lange, da öffnete ihm ein Mädchen von circa fünf Jahren, stellte dem Eingetretenen keinerlei Fragen und entfernte sich gleich wieder.

Ein riesiger, völlig verwahrloster Flur, dürfzig beleuchtet vom winzigen Ecklicht ganz oben unter der schmutzigen schwarzen Decke. An der Wand ein reifenloses Fahrrad samt einer gewaltigen eisenbeschlagenen Truhe. Auf dem Regal über dem Kleiderständer eine Fellmütze, die ihre langen Ohren schlaff herabhängen ließ. Irgendwo brüllte mit dumpfer männlicher Stimme ein Rundfunkgerät zornige Verse heraus.

Die unbekannte Umgebung machte Iwan Nikolajewitsch kein bisschen verlegen, also marschierte er mitten durch den Flur, wobei er sich Folgendes dachte: »Er sitzt gewiss im Badezimmer versteckt.« Der Flur war dunkel. Iwan preschte ein paar Mal gegen die Wände, bevor er spärliches Licht unter einer der Türen bemerkte. Seine Hand fand auch bald die Klinke, zerrte locker daran, der Haken sprang aus der Öse, und Iwan trat doch tatsächlich ins Badezimmer. Ein Glücksfall eben.

Freilich kein Glücksfall von der erhofften Sorte! Feuchte Wärme hauchte Iwan entgegen, und beim Glitzern der Kohle, die im Erhitzer verglomm, erblickte er seitlich aufgehängte große Bottiche und eine Badewanne, ganz übersät mit grässlichen schwarzen Flecken vom aufgeplatzten Email. Tja, in der nämlichen Badewanne stand nun ein Fräulein – splitternackt, eingeseift, in der Hand ein Bastwisch –, die halbblinden Augen auf den Eindringling gerichtet. Und gefoppt von dem spukhaften Schimmer, sagte sie leise und schelmisch:

– Kirjuschka, Sie Scherzbald! Was soll das? ... Fjodor Iwanowitsch wird doch jeden Augenblick zurückkommen. Los, weg hier! Na, wird's bald? –, und sie holte mit dem Bastwisch nach ihm aus.